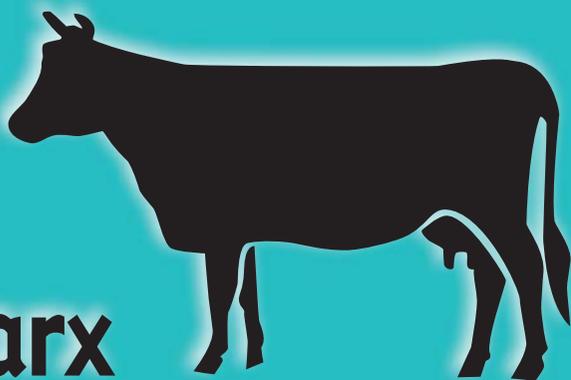


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 38
Mai 2011



*„Du bist für alles
doppelt verantwortlich.“*

*Alltag von Frauen
und ihren Kindern
in russischen Gefängnissen*





Liebe Leserinnen und Leser!

Sie heißt Natalja und ist eine junge Mutter. Eine von vielen Müttern im russischen Frauengefängnis in Tscheljabinsk.

Die ersten drei Jahre verbrachte ihr Sohn auf der Kinderstation des Gefängnisses. Sie konnte ihn jeden Tag für einige Stunden sehen. Später lebte er von ihr getrennt in einem städtischen Kinderheim.

Die einzige Möglichkeit, mit ihm in Kontakt zu bleiben, waren die Caritasmitarbeiterinnen vor Ort. Natalja gab ihnen Süßigkeiten und selbst genähte Spielsachen für ihn mit. Er malte Bilder für seine Mama.

Als wir unsere Caritas-Kolleginnen in Tscheljabinsk gebeten haben, ihre Arbeit mit den Frauen und Kindern im Gefängnis beispielhaft zu beschreiben, haben sie uns die Geschichte von Natalja aufgeschrieben. Auch zwei Gedichte haben sie uns mitgeschickt - von Müttern im Knast geschrieben. Eines der Gedichte endet mit der Strophe:

„Das ist eine Strafe für dich, verurteilte Mutter – du bist für alles doppelt verantwortlich. Wollte Gott, das Schwere wäre vorbei, damit man mit reinem Gewissen leben kann!“

Vielleicht stammen diese Zeilen ja von Natalja. Denkbar wäre es.

Immer wieder habe ich bei meinen Besuchen in der Caritas Tscheljabinsk gehört, wie sehr sich die dortigen Mitarbeiterinnen den Bau eines Mutter-Kind-Heims gewünscht haben, um den entlassenen Müttern und ihren Kindern eine erste Anlaufstelle nach dem Gefängnisauf-

enthalt zu ermöglichen. In Kürze wird dieser Traum wahr. Diesem Thema haben wir in dieser Ausgabe einen breiten Raum gewidmet.

Wir berichten darüber hinaus über unsere Reisen ins Bistum Sankt Clemens und nach Sibirien. Auch über die Fortschritte beim Bau des Gymnasiums in Tomsk und das russische Osterfest möchten wir sie informieren.

Mit dieser „Kuh für Marx“ können Sie sich wieder einmal vergewissern, wie sehr Ihre kleinen und großen Gaben den bedürftigen Menschen in Russland helfen. Private Spender, Gruppen, Vereine, Einrichtungen und auch die Stiftungen, die uns unterstützen, bilden unseren verlässlichen Spenderkreis.

Wir danken Ihnen für Ihr Vertrauen in unsere Arbeit sehr herzlich, auch im Namen von Natalja!

Eine kleine Neuheit können wir zum Schluss vermelden: Seit einigen Wochen können Sie uns noch intensiver bei unserer Arbeit begleiten. Im Internet melden wir uns mindestens einmal in der Woche und berichten aus unserem Arbeitsalltag. Wir haben einen Blog eingerichtet, der neben vielen Neuigkeiten auch eine schöne Bildergalerie und vieles mehr für Sie bereithält:

www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Wir wünschen Ihnen eine schöne Sommerzeit und viel Spaß beim Lesen!

Ihr Ottmar Steffan



Ottmar Steffan. Foto: Heike Prior.

Veranstaltungstipps!

13. bis 22. Mai 2011 Osnabrücker Maiwoche täglich ab 17 Uhr: „Russische Bar“ im Kellergewölbe des Generalvikariats, Hasestraße 40a: Genießen Sie Krimsekt, russisches Bier, Birkensaft und leckere Kleinigkeiten! Der Erlös ist für unsere Projekte in Russland bestimmt.

9. bis 13. Juni 2011 „Gartenlust und Landvergnügen“ auf der Ippenburg in Bad Essen. „Eine Kuh für Marx“ ist dort mit einem Stand vertreten. Schauen Sie vorbei!

1. und 2. Juli 2011 „St. Petersburger Konzerte“: am 1.7. um 19 Uhr in der kleinen Kirche in Osnabrück, am 2.7. um 18 Uhr in der St. Josef-Kirche in Hasbergen.

ab 31. August 2011 Fotoausstellung „Obdachlose“ im Forum am Dom, Osnabrück: Susanne Staets zeigt bewegende Bilder aus ihrer Zeit in Russland.



Welch eine Strafe für dich, verurteilte Mutter	5
Leben hinter Gittern	8
Wo kommen wir her? – Wo gehen wir hin?	12
Russland ist Diaspora	15
„Mit beklemmendem Gefühl verfolgen wir die patriotischen Feierlichkeiten“	18
Ideen wie ein Hund Flöhe	22
Während des Butterfestes gibt es viele Blini	27
„Er ist wahrhaft auferstanden!“	28
Ein Blick hinter die russischen Kulissen	31
„Die Kinder sind doch unsere Zukunft“	34
„Wir überleben so gut wir können“	37
Erst bei minus 30 Grad hören wir auf zu bauen	40
Eine Kuh für Marx - Wir über uns	42



Vor dem Tscheljabinsker Gefängnis: Natalja kann endlich ihr Leben mit ihrem Sohn in Freiheit beginnen. Foto: Caritas.

Welch eine Strafe für dich, verurteilte Mutter

Was passiert mit Russlands Frauen und ihren Kindern hinter Gittern?

von Tatjana Tarentjeva, Mitarbeiterin der Caritas in Tscheljabinsk

Ein Frühlingmorgen. Die Erde liegt noch unter braunweißem Schnee. Hinter dem Fenster flitzen Autos. Auf den Ästen der Apfelbäume sitzen rote Bälle – Gimpel. Vom Dach tropft das Schmelzwasser. Ein Anruf. Durch das Telefon höre ich eine bekannte Stimme: „Guten Morgen, Tatjana. Hier ist Natalja.“ Natalja hat vor einigen Monaten das Gefängnis in Tscheljabinsk verlassen.

Ich stand am Tor des Frauengefängnisses und wartete auf sie. Ich war seit längerer Zeit in regelmäßigem Kontakt mit ihr - in der Mütterschule der Caritas, die das Familienzentrum im Frauengefängnis Nr.5 organisiert hat. Sie kam wie viele andere Gefangene regelmäßig zu uns. Sie trug wie alle verurteilten Frauen dunkelgrüne Gefängniskleidung. Ihre langen schwarzen Haare waren immer einfach glatt gekämmt. Die anderen Frauen achteten sie sehr.

In unserer Schule für Gefangene hörte Natalja den Erzählungen von Gott, der Liebe und Kindern aufmerksam zu und schrieb zu diesen Themen in ihrer Freizeit Gedichte.

Damals wurde ihr Sohn, den sie im Gefängnis geboren hat, drei Jahre alt. Er wurde – so schreibt es das russische Gesetz vor – in ein städtisches Kinderheim verlegt. Ein direkter Kontakt zwischen Natalja und ihm war bis zur Entlassung nicht mehr möglich. Sie vermisste ihn sehr und



Eines Tages werden sie ihre Gefängnisuniform ablegen dürfen – was erwartet die Frauen und ihre Kinder? Foto: Caritas.

machte sich Sorgen um ihn. Bis dahin war es immerhin möglich, ihn jeden Tag einige Stunden zu sehen.

Die einzige Möglichkeit, mit ihm in Kontakt zu bleiben, waren wir. Sie gab uns Süßigkeiten und selbst genähte Spielsachen für ihn. Diese Geschenke konnten wir ihm weitergeben. Im Gegenzug sorgten wir dafür, dass Natalja Fotos und selbst gemalte Bilder von ihm bekam. [...] Sie lebte von der Hoffnung, dass sie nach der Entlassung aus dem Heim ihren Sohn zurückbekommen und nach Hause zurückkehren würde. Dorthin, wo sie von ihrer Familie erwartet wurde.

Am Tag der Entlassung wartete ich nun also am Tor des Gefängnisses auf sie. Sie war glücklich. Der erste Teil ihres Traumes ging in Erfüllung: Sie sah ihren Sohn Sascha wieder. Der Zug in ihre Heimatstadt fuhr erst spät in der Nacht und so hatten wir Gelegenheit, ihre weiteren Pläne zu besprechen.

Sie erzählte und die Tränen liefen ihr über die Wangen: Vor vielen Jahren hatte sie einen Mann kennen gelernt, der sie auf Händen trug. Sie war sehr glücklich mit ihm. Es verging viel Zeit, bis sie erfuhr, dass ihr Mann seit langem drogenabhängig war. In dieser Zeit hatte sie schon eine Tochter zur Welt gebracht und war mit ihrem Sohn Sascha schwanger. Um an Drogen zu kommen, verkaufte ihr Mann alles Wertvolle im Haus. Um das Haus zu erhalten, stieg Natalja selbst in den Drogenhandel ein. Zuletzt wurde sie wegen Drogenhandels verurteilt.

Wir hatten am Entlassungstag für sie das Notwendigste an Lebensmitteln und Hygieneartikeln für die ersten Tage gekauft. Zum Abschied auf dem Bahnhof haben wir ihr eine Bibel und ein Bild der Mutter Gottes geschenkt. Als sie nach Hause kam, war dann alles anders als erhofft [...] Ihr Mann holte sie zwar ab, lebte aber schon mit

einer anderen Frau zusammen. Er warf Natalja mit ihren Kindern nach nur kurzer Zeit aus ihrer eigenen Wohnung. Sie stand niedergeschlagen und aufs Tiefste verletzt auf der Straße. Mittlerweile hat Natalja ein Haus gemietet, hat drei Jobs, um die Miete zu bezahlen und die Kinder zu ernähren. Sie ist sehr lebensfroh. Die ganze Zeit seit ihrer Entlassung standen wir in engem Briefkontakt und haben viele Gespräche am Telefon geführt. [...]

In ihren Lebenskrisen hat Natalja Gott getroffen und jetzt glaubt sie, dass es ihr gut gehen wird, denn Gott hat gesagt: „...Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Natalja ist eine starke Frau. Um ihrer Kinder und ihrer Träume willen, geht sie ihren Weg weiter. In diesem Sommer will sie nach Tscheljabinsk kommen, um andere Frauen im Gefängnis zu besuchen und ihnen von sich zu erzählen.

Verurteilte Mutter

Ihr habt eure Kinder nicht zu Hause, sondern im Gefängnis zur Welt gebracht.
Ihr seid Mutter geworden und euer Kind habt ihr in euch getragen.
Habt nicht daran gedacht, diesen Faden des Lebens zu unterbrechen.

Kind und Gefängnis – Worte, die nicht zusammen gehören.
Man muss sich ermannen.
Das Regime kann man nicht brechen.
Man darf ihm keinen Tropfen Aufmerksamkeit
und keinen Teil der Seele schenken.

Welch eine Strafe für dich, verurteilte Mutter –
Du bist für alles doppelt verantwortlich.
Wollte Gott, das Schwere wäre vorbei,
damit man mit reinem Gewissen leben kann!

Auf dem Friedhof (Gedicht nach der Entlassung)

Ich komme zu dir, liebe Mutter.
Auf den alten vernachlässigten Friedhof.
Du schaust mich vom Foto ernst an
als ob ich ein ungeladener Gast bin.

Ich öffne die Pforte
und der Rost auf meinen Händen
erinnert mich an die Schande,
die ich für die ganze Zeit meines Lebens nicht abwaschen kann.

Die Raben krächzen so laut,
dass es mir kalt den Rücken herunter läuft.
Sie fliegen über mir,
als ob sie bereit sind, mich zu bestrafen.

Ich schreie und falle auf die Knie
vor deinem zugewachsenen Grab.
Verzeihe mir, hilf und glaube mir,
deiner Tochter, die gestrauchelt ist!

Ein Ast schlägt mich wie eine Ohrfeige
und bringt mich wieder ins Sein.
Dein eingerahmtes Bild scheint
mir ein Lächeln zu schenken.

Ich gehe mit dem bitteren Geschmack der Wehmut,
die Tränen fließen und meine Seele ist leer.
Ich gehe weg und spüre in meinem Rücken Mutters Augen,
wie sie mir nachschauen.

Leben hinter Gittern

Nach zwei Jahren des Wartens durften Caritasmitarbeiterinnen zum ersten Mal Frauen im Tscheljabinsker Gefängnis besuchen

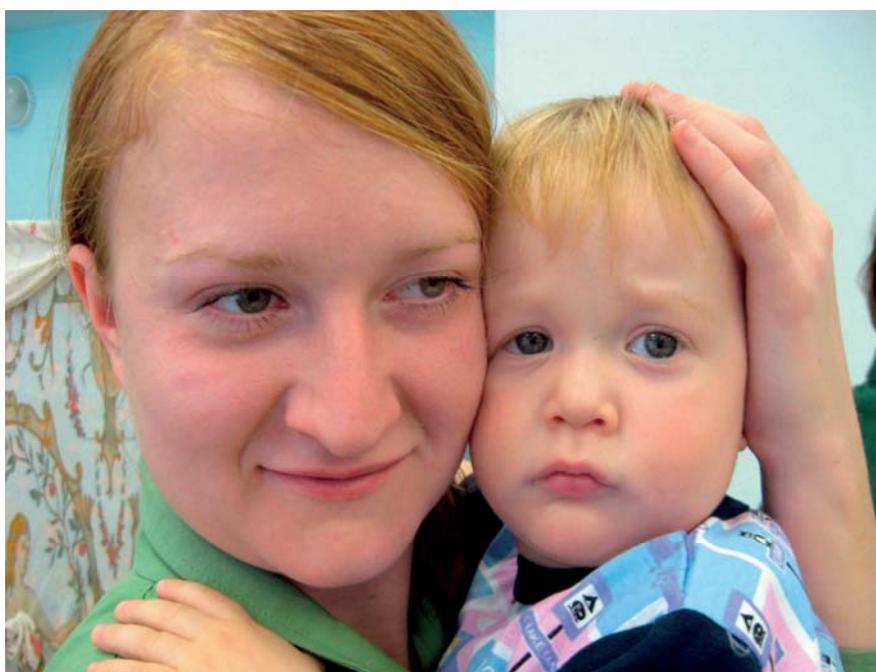
von Natalia Lawrechina, Caritas Tscheljabinsk

Tscheljabinsk. Im Frühjahr 1999 bekam unsere kleine katholische Gemeinde einen Brief aus dem Frauengefängnis unserer Stadt. Eine junge Frau bat um seelsorgliche Betreuung.

Tanja hatte schon als Jugendliche eine Haftstrafe im Tomsker Mädchengefängnis verbüßt. Dort hatte sie Tatjana und Anatoli kennen gelernt, die ehrenamtlich die jungen Mädchen besuchen.

„Tante Tatjana“ und „Onkel Anatoli“ sind im Tomsker Mädchengefängnis für viele Gefangene zu „Eltern“ geworden, bei denen sie zum ersten Mal in ihrem Leben Achtung, liebevolles Interesse, Vertrauen, Fürsorge und menschlichen Halt erfahren haben. Erneut inhaftiert – nun im Tscheljabinsker Frauengefängnis Nr.5 – erinnerte sich Tanja mit Wehmut an die damaligen Besuche.

In unserer Gemeinde fand sich eine kleine Gruppe mutiger Frauen, die bereit war, Tanja im Frauengefängnis zu besuchen, doch die Gefängnisleitung lehnte ab. Fast zwei Jahre wurde nur Briefkontakt gestattet. Tanja schrieb von ihren Glaubensfragen, von ihren Alltagsproblemen, ihren Sorgen und Ängsten. Doch sie schrieb nicht nur von sich. Immer wieder berichtete sie von ihren Mitgefangenen, von ihren inneren Nöten und der Hilfe, die sie brauchen. In unseren Antwortbriefen ver-



Sie brauchen materielle, aber vor allem auch seelische Unterstützung während des Gefängnisaufenthalts – Mütter mit ihren Kindern hinter Gittern.
Foto: Caritas.

suchten wir auch diese Frauen zu begleiten bei ihrer Suche nach Halt und Perspektive im Leben. Unsere Pfarrgemeinde sammelte kleine Geschenke und gab sie an Festen im Gefängnis ab. Als uns die Gefängnisleitung nach zwei Jahren erstmals eine Besuchserlaubnis erteilte, erschien das allen wie ein Wunder.

Besuche erlaubt

Im Laufe der Jahre lernten wir bei unseren Besuchen viel über das Leben hinter Gittern und über die Probleme der Gefangenen. So erfuhren wir auch, dass es im Gefängnis eine Sonderabteilung für Schwangere und

Häftlinge im Mutterschutz gibt, in der über 100 Frauen untergebracht sind.

Die Kinder kommen im Gefängnis zur Welt

Ihre Kinder kommen im Gefängnis zur Welt. Bis sie drei Jahre alt sind, leben sie getrennt von ihren Müttern in einem Säuglingsheim auf dem Gelände der Haftanstalt.

Die Mitarbeiterinnen des Gefängnisses erzählten uns von den Finanzierungsproblemen und den katastrophalen Verhältnissen im Säuglingsheim. Doch die menschliche Katastrophe bei den Müttern war noch schlimmer als schimmelige

Wände, feuchtkalte Räume, kaputtes Inventar und fehlende Medikamente, die das Leben und die Gesundheit der Kinder bedrohten.

Schwere Traumata

Die meisten Mütter sind emotional schwer traumatisiert – als Folge von vielfacher Gewalt und sexuellem Missbrauch, denen sie in ihrer Kindheit in den Familien und Heimen ausgeliefert waren. Der chronische emo-

tionale Stress und ihre soziale Hilflosigkeit werden während der Haft durch die Trennung von ihrem Kind noch verstärkt. Verachtet von der Gesellschaft und ihren eigenen Verwandten und unerfahren als Mutter, sehen viele Frauen nach der Entlassung keine Perspektive für sich und ihr Kind. [...]

Wir wandten uns an Schwester Elisabeth in der Diözesancaritas und besuchten mit ihr gemeinsam das Gefängnis und das Säuglingsheim. Im Frühjahr

2006 unterzeichnete die Gefängnisleitung einen Kooperationsvertrag mit der Caritas und unser Familienzentrum eröffnete eine „Mütherschule im Gefängnis“. Dank der Spenden vieler guter Menschen konnten wir in den letzten Jahren vieles tun, um die Lebensbedingungen für Mütter und Kinder zu verbessern. Die Frauen sind dadurch ruhiger und emotional ausgeglichener. Ihr Gesundheitszustand hat sich deutlich verbessert.



Früher durften die Mütter nur zwei Stunden am Tag mit ihren Kindern auf dem Hof spazieren gehen. Mitarbeiterinnen des Gefängnisses übernahmen die Pflege der Kinder im gefängnisinternen Säuglingsheim. Foto: Caritas.

Seit einiger Zeit äußern die Mitarbeiterinnen und die inhaftierten Frauen immer häufiger das Bedürfnis, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Auf Bitten des Direktors der Haftanstalt, Herrn Haas, haben wir jetzt begonnen, mit den Frauen auch über Gott zu sprechen, über Reue, über das neue Leben in Christus und die Liebe Gottes zu allen Geschöpfen. Diese Themen verbinden sich harmonisch mit den Fragen der Frauen und dem Anliegen unseres Projektes, sie in ihrer Rolle als Mütter zu stärken, um den Kindern ihre eigene Familie zu erhalten.

Religiöse Themen erlaubt

Seit wir ganz offiziell mit den Frauen auch über religiöse Themen sprechen dürfen, beobachten wir einige Veränderungen: Die Frauen schöpfen neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sie besuchen die Gruppengespräche mit Freude, beteiligen sich rege und interessiert an den Diskussionen und bringen selbst immer neue Themen ein. Sie reagieren ruhiger und offener, wenn sie in den Gesprächen mit ihren eigenen seelischen Verletzungen in Berührung kommen. Wir sprechen mit ihnen auch über Themen, die ihnen helfen, ihr Selbstwertgefühl zu verbessern und den Umgang mit ihren Gefühlen zu lernen. Immer wieder bitten uns die Frauen um individuelle Beratung. Sie brauchen persönliche Beziehungen, in denen sie über das sprechen können, was sie als kostbares Geheimnis in sich tragen.

Die Frauen haben damit begonnen, regelmäßig in kleineren



Säugling bei der Nahrungsaufnahme. Viele Kinder sind nach wie vor in keinem guten medizinischen Zustand. Foto: Caritas.

Gruppen miteinander zu beten und in der Bibel zu lesen. Neben unserem Angebot von Gruppen- und Einzelgesprächen sorgen wir auch für Literatur zu den von ihnen gewünschten Themen. In den letzten Jahren haben wir nach und nach eine Infothek aufgebaut, die wir ständig erweitern. So können sich die Frauen auch selbstständig mit Themen wie Familie, Partnerschaft, Erziehung, Gesundheit oder Glaube beschäftigen. [...]

Schon lange hatten uns die Frauen darum gebeten, in ihrer Abteilung eine Gebetsecke einzurichten. Nun haben wir von der Leitung der Abteilung die Erlaubnis dazu bekommen und die Ordensschwester aus unserer Gemeinde haben uns ein paar Ikonen dafür geschenkt. Endlich haben die Frauen einen Ort, an dem sie allein sein können, an dem sie sich in Stille an Gott wenden, ihm ihre Nöte anvertrauen und für ihre Kinder beten können. Das ist ganz be-

sonders wichtig, wenn im Säuglingsheim wieder Quarantäne herrscht und sie von ihren Kindern getrennt sind.

Säuglingsheim im Gefängnis

Unsere regelmäßige Anwesenheit und unsere Gespräche über die Folgen der Haft für Mütter und Kinder haben die Mitarbeiterinnen des Gefängnisses ermutigt, sich selbst aktiver für die Lösung materieller Probleme in der Haftanstalt einzusetzen. Im Säuglingsheim wurden dadurch in den letzten Jahren enorme Veränderungen möglich. Das Heim wurde saniert und erweitert, mit Möbeln eingerichtet und mit Spielsachen ausgestattet. Es wurden qualifizierte Zivilangestellte eingestellt, die an der Arbeit mit den Kindern und Müttern und an der Zusammenarbeit mit uns interessiert sind. Im Säuglingsheim arbeiteten früher fast ausschließlich Häftlinge aus anderen Abteilungen. Heute gibt es



In den Kinderaugen spiegelt sich die Hoffnung auf ein Leben nach dem Gefängnis wider. Foto: Caritas.

im Heim drei Psychologinnen und in jeder Gruppe drei bis vier Erzieherinnen und mehrere Häftlinge als Helferinnen. Wir haben sehr gute Beziehungen zu den Mitarbeiterinnen des Säuglingsheims und treffen uns regelmäßig zu gemeinsamen Dienstbesprechungen.

Eine wichtige Veränderung besteht darin, dass die Mitarbeiterinnen jetzt daran interessiert sind, die Mütter in die Pflege, Betreuung und Erziehung ihrer Kinder mit einzubeziehen. Früher durften die Mütter nur zwei

Stunden am Tag mit ihren Kindern auf dem Hof spazieren gehen. Jetzt dürfen sie den ganzen Tag über zu ihren Kindern. Sie dürfen ihre Kinder selbst stillen, füttern, baden und betreuen.

Endlich Mutter sein

Die Mitarbeiterinnen unterstützen Initiativen der Mütter und sind offen für ihre Vorschläge zu thematischen Schulungen und praktischen Trainings. Die Kinder bekommen ausreichend Aufmerksamkeit und Zuwen-

dung von Seiten der Erzieherinnen.

Diese Veränderungen haben einen faszinierenden Einfluss auf die psychische, physische, emotionale und intellektuelle Entwicklung der Kinder. Sie sind kontaktfreudiger, zutraulicher, weniger ängstlich.

Vielen kranken Babys konnten wir in den vergangenen Jahren mit Medikamenten helfen und manchem Kind das Leben retten.

Trotz aller Verbesserungen im Säuglingsheim ist der Gesundheitszustand vieler Kinder noch immer Besorgnis erregend. Ursache dafür sind meist die vielfältigen und unzureichend behandelten Erkrankungen der Mütter und ihr emotionaler Stress während der Schwangerschaft. Deshalb haben wir auch in diesem Jahr bereits wieder für 38 Kinder wichtige Medikamente finanziert.

Gesundheitszustand der Kinder weiterhin bedenklich

Die Mütter haben besonders in den letzten Monaten die Veränderungen im Säuglingsheim und im Gefängnis bewusst wahrgenommen und schätzen gelernt. Bei den Mitarbeiterinnen und der Gefängnisleitung ist das Vertrauen zu uns gewachsen. Bei Personalwechseln werden wir sogar zur Einarbeitung neuer Mitarbeiterinnen hinzugezogen. Auch zu den Mitarbeiterinnen in anderen Abteilungen des Gefängnisses hat sich eine gute Beziehung entwickelt. Immer öfter suchen sie bei uns Rat, wenn es um die Lösung verschiedenster Fragen oder um die emotionale Unterstützung für ihre schwierige Aufgabe geht.

Wo kommen wir her? – Wo gehen wir hin?

Mutter-Kind-Heime und Krisenzentren der Caritas sorgen in Russland für obdachlos gewordene Mütter und ihre Kinder

Mittlerweile ist es in Tscheljabinsk zur Selbstverständlichkeit geworden: Jeden Monat nehmen Caritasmitarbeiterinnen Mütter und ihre Kinder am Tag der Entlassung am Gefängnistor in Empfang. Auf die meisten wartet keine Familie, die sie wieder aufnimmt und unterstützt. Sie werden mit Kleidung, Lebensmitteln und Hygieneartikeln für die oft weite Fahrt zu ihrem Bestimmungsort ausgestattet und zum Zug, der sie in ihren Heimatort bringt, begleitet.

Trotz der monatelangen individuellen Gespräche über Zukunftspläne, soziale Integration und andere Fragen fürchten sich viele Mütter vor ihrer Entlassung.

Immer mehr Mütter halten nach ihrem Gefängnisaufenthalt mit den Caritasmitarbeiterinnen Kontakt. Nach ihrer Entlassung werden sie mit vielfältigen Problemen konfrontiert. Meist finden sie in ihrer Umgebung keine Unterstützung, sind enttäuscht, verzweifelt und bitten dann um Rat und Hilfe.

Die Situation im Gefängnis hat sich deutlich verbessert

In Zukunft sollen die Mütter und ihre Kinder die Möglichkeit haben, zunächst Zuflucht in einem Mutter-Kind-Heim zu finden, um wieder „draußen“ Fuß zu fassen. Mit Ungeduld warten



Die Zukunft liegt für viele Inhaftierte im Dunkeln. Was erwartet sie nach der Zeit im Gefängnis? Viele sind mittel- und obdachlos. Foto: Caritas.

die Mütter und die Caritaskolleginnen auf die Eröffnung des Mutter-Kind-Heimes in Tscheljabinsk. Der Ausbau hat sich in den letzten Monaten verzögert. Da in Russland in den letzten Jahren schwere Brände in Hei-

men und öffentlichen Einrichtungen viele Todesopfer gefordert haben, wurden die Sicherheitsvorschriften verschärft. Das hatte zur Folge, dass auch die vor Ort bereits durchgeführten Ausbauarbeiten des Dachge-

schosses von den Bauaufsichtsbehörden bemängelt wurden. Durch das Prüfungsverfahren wurden die Arbeiten für mehr als sechs Monate unterbrochen. Im Ergebnis mussten eine ganze Reihe größerer Korrekturen vorgenommen werden. Nun scheint endlich ein Ende in Sicht: Fliesen legen, Wände und Decken streichen, Lampen anbringen, Sanitärinstallation und das Einrichten der Räume stehen jetzt noch an. Das Heim wird in Zukunft Platz für sechs allein erziehende Mütter und ihre Kinder bieten und soll den Kindern ein erstes Zuhause mit ihren aus dem Gefängnis entlassenen Müttern geben.

Andere Caritas-Zentren sind Vorbild für Tscheljabinsk

Aufgaben und Ziele des Heimes sind denen des Krisenzentrums „Sankt. Sophia“ in Novosibirsk und des Krisenzentrums in Prokopjewsk ähnlich.

In Sankt Sophia werden obdachlose Schwangere und Mütter mit Kleinkindern aufgenommen. In Novosibirsk, wie in anderen russischen Städten auch, sind die Kinderheime und die Kinderkrankenhäuser bereits überfüllt.

Die Jugendämter wissen nicht mehr, wie sie die Kinder unterbringen sollen. Die meisten Frauen sind ehemalige Heimkinder. Immer öfter werden minderjährige Mütter aufgenommen. Selbst noch Kinder, sind diese Mädchen nicht gewohnt, Verantwortung zu übernehmen.

Die Caritas-Mitarbeiterinnen begleiten die oftmals sehr jungen Frauen auf dem Weg, sich in ihre Rolle als Mutter einzugewöhnen, Vertrauen in ihre eigenen Kräfte und Ressourcen zu gewinnen und reale Perspektiven für ein eigenständiges Leben mit ihrem Kind zu entwickeln.

Ein Platz im Mutter-Kind-Heim

gibt jungen Müttern die Chance, in ihre Aufgaben als Mutter hineinzuwachsen und ihrem Kind ein Zuhause zu schenken, von dem sie selbst immer geträumt haben.

Viele Frauen und Kinder, die Zuflucht in Sankt Sophia oder dem Krisenzentrum in Prokopjewsk finden, sind Opfer häuslicher Gewalt. Sie haben es mit letzter Kraft geschafft, den Gewalttaten des alkohol- oder drogenabhängigen Vaters zu entkommen.

Unterernährt und krank bei der Ankunft

Kinder und Mütter sind bei der Aufnahme ins Heim meist unterernährt und krank. Die Organisation der medizinischen Betreuung und eine gesunde Ernährung gehören zu den wichtigsten Maßnahmen, die den Kindern das Überleben sichern. Der Aufnahme ins Mutter-Kind-Heim verdanken viele Kinder ihr Leben, ihre psychische und



Für diese Kinder ist das neue Mutter-Kind-Heim der Caritas Tscheljabinsk möglicherweise das erste Zuhause außerhalb der Gefängnismauern. Foto: Caritas.

physische Gesundheit.

Während des Heimaufenthaltes lernen die Frauen ihre Rolle als Mutter kennen. Sie lernen die altersgerechte Pflege und Erziehung der Kinder, eine wirtschaftliche Haushaltsführung und das Leben in Gemeinschaft. Sie erhalten Rat und Hilfe bei der Lösung ihrer komplexen sozialen Probleme und der Erarbeitung einer eigenen realen Lebensperspektive. Dazu gehören unter anderem der Abschluss einer Berufsausbildung und die Suche nach Arbeit und Wohnraum.



Die Mitarbeiterinnen des Gefängnisses sind daran interessiert, die Mütter in die Pflege, Betreuung und Erziehung ihrer Kinder mit einzubeziehen. Foto: Caritas.

Geschichte einer Mutter, die Zuflucht im Krisenzentrum in Prokopjewsk fand

Anastasia ist eine allein erziehende Mutter. Der Vater ihrer älteren Tochter verließ sie, als sie noch schwanger war. Als Polina sechs Monate alt war, lernte Anastasia einen jungen Mann kennen, der Polina als seine eigene Tochter annahm. Kurz bevor das zweite Kind zur Welt kam, gab es die ersten Probleme. Der Mann verlor seine Arbeit, sie konnten nicht mehr in ihrer Wohnung bleiben. Die junge Familie wohnte einige Zeit im Hause von Anastasias Mutter. Ihre Mutter und deren Mann sind Alkoholiker. Es kam ständig zu Schlägereien und Skandalen.

Um eine Arbeit zu finden, fuhr Anastasias Mann in eine andere Stadt. Anastasia lag in dieser Zeit mit ihrem zweiten Kind einen Monat lang im Krankenhaus. Das zweite Kind kam schwach und krank zur Welt. Anastasia war verzweifelt. Der Mann ließ nichts von sich hören und Anastasia hatte Angst, nun wieder bei ihrer Mutter mit zwei kleinen Kindern wohnen zu müssen. Der Säugling benötigte eine spezielle Nahrung, doch sie hatte kein Geld.

Der Arzt im Kinderkrankenhaus erzählte der jungen Mutter, dass es in der Stadt ein Krisenzentrum der Caritas gibt, wo sie eine vorübergehende Unterkunft und Hilfe erhalten könne. Anastasia wurde mit ihren Kindern ins Zentrum aufgenommen. Die Mitarbeiter des Zentrums halfen ihr, die Schwangeren- und Kinderbeihilfe zu beantragen. Anastasia lernte zu nähen, zu kochen, ein Budget zu berechnen, den Tag zu planen und ihre Kinder zu pflegen. Vor allem fand die junge Mutter wieder Vertrauen in sich selbst.

Russland ist Diaspora

Domkapitular Hermann Rickers und Günter Sandfort, stellvertretender Caritasdirektor, haben das Partnerbistum St. Clemens in Russland besucht

Es sollte eine Reise werden, die ihre Blicke auf das Leben und den Glauben der Menschen vor Ort in ein ganz neues Licht rücken würde. Ein Gespräch über eine Reise in eine Region, wo Glaube und Sozialarbeit eng miteinander verbunden sind.

Herr Rickers, Herr Sandfort, Sie waren zum ersten Mal im Bistum Sankt Clemens. Was waren Ihre ersten Eindrücke?

Hermann Rickers: Ich war überrascht, wie provinziell alles war. Wir kamen an einem internationalen Flughafen an und doch herrschte „tote Hose“. Das Land ist sehr arm und soziale Netze wie wir sie aus Deutschland kennen, gibt es dort nicht. An jeder Ecke blickt einem die Armut entgegen – Menschen, die auf sich alleine gestellt sind. Da fragt man sich: Was geht in den Köpfen dieser Menschen vor? Wie bewerkstelligen sie all das?

Günter Sandfort: Es ist viel leichter, die gewaltigen sozialen Herausforderungen in Rußland nachzuvollziehen, wenn man einmal gesehen hat, wie die Menschen dort leben. Jetzt habe ich in sehr eindrucksvoller Weise erlebt, wie groß die Hilfsbedürftigkeit ist. Und doch waren die Menschen uns gegenüber sehr gastfreundlich – je ärmer sie waren.



Hermann Rickers (links) und Günter Sandfort sehen Fotos von ihrer Reise ins Bistum St. Clemens durch. Sie blicken zurück auf bewegende Begegnungen und Ereignisse. Foto: Michael Löning.

Rickers: Und neben all dem holt einen auch die Geschichte wieder ein und man denkt: Jetzt bist du im alten Stalingrad – dort, wo unsere Eltern den Tod gefunden haben.

Erinnerungen werden wach an das große Leid, das unsere Familien im Zweiten Weltkrieg erfahren haben, während die Menschen dort den Russischen Sieg feiern. Es war schon sehr bedrückend und doch beeindruckend.

Gerade einmal 0,2 Prozent der Menschen gehören der katholischen Kirche an und zum Teil liegen die Gemeinden 500 Kilometer voneinander entfernt. Wie haben Sie das Gemeindeleben der Menschen in

Sankt Clemens wahrgenommen?

Rickers: Die Bischöfe sehen sich nur einmal im Jahr, den Rest der Zeit sind sie Einzelkämpfer. Sie helfen den Menschen im Einzelnen – ob diese gläubig sind oder nicht. Die Lebenshilfe steht im Mittelpunkt – erst in einem zweiten Schritt leisten sie Missionsarbeit. Die Arbeit der Bischöfe ist wahrhaftig und ehrlich: Sie nehmen sich der Menschen und ihrer Leiden an und nehmen sie an die Hand. Sie wohnen in den Wohnblöcken der Menschen, deren Treppenhäuser heruntergekommen sind und lieblos wirken. Doch kaum ist man in der Wohnung, spürt man Wärme und Geborgenheit.



Hermann Rickers (vorne) und Günter Sandfort besichtigen den ehemaligen Bunker von General Paulus, der heute im Keller eines riesigen Supermarktes als Museum dient. Unabgeschickte Briefe deutscher Soldaten kurz vor der Kapitulation sind hier ausgestellt. Foto: Ottmar Steffan.

Bei so viel Armut ist vor der Seelsorge erst einmal soziale Hilfe gefragt. Aber ist diese Hilfe der Bischöfe nicht nur ein Tropfen auf den heißen Stein?

Sandfort: Es ist beeindruckend, was die wenigen Glaubensbrüder und -schwestern auch im Sozialen für die Menschen tun. Und das wird sehr gut angenommen.

Die pastoral und sozial tätigen Mitarbeiter geben ein Stück Stabilität in überwiegend zerrissene Familienleben. Sie geben den Menschen Zuwendung und konkrete Hilfe. Das ist unterstützenswert, da müssen wir weitermachen.

Wir haben Kinderzentren besucht, die denen eine Anlauf-

stelle bieten, die Zuhause nicht viel zu erwarten haben. Oft spielen Alkoholprobleme und tiefe Armut eine große Rolle in den mehrheitlich zerrütteten Familien. Da ist an eine Zukunft für die Jugendlichen kaum zu denken.

In diesen, unter anderem vom Diözesancaritasverband Osnabrück mitfinanzierten Kinderzentren bekommen die Jugendlichen etwas zu Essen, Hausaufgabenhilfe und sinnvolle Freizeitangebote. Sie werden ernst genommen und haben wieder eine echte Perspektive.

Wie sieht es mit der pastoralen Arbeit aus mit so wenigen Katholiken inmitten der ansonsten eher orthodox geprägten Gegend?

Rickers: Wenn man zum Beispiel in Marx in eine Messe geht, fühlt man sich gleich als gehöre man dazu. Gerade dieser kleine Kreis der Gläubigen ist vielleicht auch eine Chance für das Pastorate. Die Bischöfe sprechen nicht zu Massen, sondern zum einzelnen Menschen: Es ist ein sehr persönliches Verhältnis zwischen Geistlichen und Gemeindemitgliedern. Außerdem sind die Kirchen vielmehr noch als bei uns ein Ort der Sehnsucht. Sie sind sehr schlicht und einfach gebaut – aber sauber. Das ist inmitten der Tristesse, die sonst überall herrscht, etwas Besonderes, wo man sich gerne hin zurückzieht.

Sandfort: Außerdem ist die Kirche in Sankt Clemens auffallend jung. Bei den Eucharistie-



Hermann Rickers (2.v.links) und Günter Sandfort (links) verpflegen zusammen mit dem Freiwilligen Alexander Hüser (2.v.rechts) Obdachlose mit Suppe und belegten Broten bei minus 7 Grad in Wolgograd. Foto: Ottmar Steffan.

schwestern in Marx zum Beispiel leben und arbeiten ganz junge Frauen voller Überzeugung für ihren Glauben – und für das Überleben der Menschen. Sie leisten Missionsarbeit, aber ebenso Sozialarbeit.

Wo liegt Ihrer Meinung nach die Chance von Caritas und Kirche, in der Region etwas zu bewirken? Was muss passieren?

Sandfort: Karitative Hilfe können wir dort leisten durch Menschen wie zum Beispiel Schwester Marina aus Marx. Die Bewohner der Dörfer, in denen die Schwestern arbeiten, sind extrem arm. Es gibt nur einen Laden, fast alle Menschen sind arbeitslos. Ich war in einer desolaten Wohnung, in der eine Familie mit zwei Kindern lebt, deren Vater schwer krank ist und daher nicht arbeitet. Sie haben nur ein Zimmer mit zwei

Betten für alle. Als Sitzgelegenheiten dient ein altes Drahtgeflecht, die Tapeten hängen von der Wand, der Tisch ist zerrottet und in der Küche steht ein alter, rostiger Gasherd. In Deutschland würde man das Haus abreißen. Diese Familien unterstützt Schwester Marina ganz praktisch und materiell, aber auch indem sie ihnen hilft, den Alltag zu bewältigen...*Rickers*...und leistet fast nebenbei Seelsorge. Es ist kaum zu fassen, aber sie scheint für viele der einzige Lichtblick im Leben zu sein. Kaum auszudenken, was wäre, wenn die Schwester nicht da wäre. Hier zeigt sich Glaube in der Nächstenliebe. Kirche ist da, wo die Hilfe am Menschen geleistet wird. Und genau da liegt die große Chance der Kirche im Bistum Sankt. Clemens. Die Menschen kennen zwar die zehn Gebote nicht, aber sie zei-

gen eine so unendlich große Dankbarkeit selbst bei kleinen Hilfen. Auch der Bischof Pickel ist den Menschen sehr zugewandt. Erst haben wir gedacht, wir müssten die Menschen durch Theologie zur Kirche bringen.

Aber jetzt merke ich: Das ist falsch. Wir müssen mit den Menschen Fußball spielen, Tee trinken und ihnen Perspektiven geben für ein Leben. Umso wichtiger ist es, die kleine Flamme, die die Kirche dort ist und bietet, aufrecht zu erhalten.

Sie wollen spenden?

Die Kontoverbindung für Spenden zugunsten von „Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V. lautet:

**Sparkasse Osnabrück
Konto-Nr. 235085
BLZ 26550105**

Wählen Sie bitte bei Überweisungen das Wort „Russlandhilfe“, damit wir Ihre Spenden aktuellen Projekten zuweisen können oder nennen Sie ein anderes Stichwort, damit Ihre Spende einem unserer Projekte ganz gezielt zugute kommen kann. Für eine Spendenbescheinigung fügen Sie bitte auch Ihre vollständige Anschrift hinzu.



Die Russen feiern den „Tag der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht“ unter General Paulus. Mit beklemmendem Gefühl verfolgen die deutschen Gäste die patriotischen Feierlichkeiten. Foto: Ottmar Steffan.

„Mit beklemmendem Gefühl verfolgen wir die patriotischen Feierlichkeiten“

Patriotische Feierlichkeiten und Besuch beim letzten Deutschen der katholischen Pfarrgemeinde Saratow – Reise ins Bistum Sankt Clemens

Tagebucheinträge von Ottmar Steffan, Fachreferent für weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa, auf seiner Reise ins Partnerbistum Sankt Clemens mit Domkapitular Hermann Rickers und dem stellvertretenden Caritasdirektor der Diözese Osnabrück, Günter Sandfort.

1. bis 3. Februar: Als wir kurz vor Mitternacht, in der Nacht vom ersten auf den zweiten Februar in Wolgograd landen, wissen wir noch nicht, welcher Gedenktag heute in Wolgograd gefeiert wird. Zusammen mit unserem Freiwilligen Alexander Hüser aus Meppen helfen wir zunächst bei der Versorgung der Obdachlo-

sen mit Suppe und belegten Broten. Das Thermometer zeigt minus sieben Grad. Anschließend fahren wir zur Gedenkstätte des Zweiten Weltkriegs. Der Platz ist mit Fahnen geschmückt, viele hundert Menschen jeden Alters begehen heute den Tag der „Kapitulation der Deutschen Wehrmacht“ unter General Paulus vor 68 Jahren.

Mit beklemmendem Gefühl verfolgen wir vier Deutschen die patriotischen Feierlichkeiten. Wir schauen auf ausgelassene Jugendliche, in ernste und nachdenkliche Gesichter von Veteranen und lauschen den schmetternden Reden von Politikern und Offiziellen.

Besonders nachdenklich werden wir im Anschluss daran im ehemaligen Bunker von General Paulus, der heute im Keller eines riesigen Supermarktes als Museum dient. Einer der Räume beinhaltet eine Stellwand mit unabgeschickten Briefen deutscher Soldaten kurz vor der Kapitulation. Die Briefe sind anrührend und bewegen uns sehr. Der Nachtzug bringt uns am

frühen Morgen des 3. Februar nach Astrachan. Dort erwartet uns unsere Freiwillige Anke Luislampe aus Wetrup. Sie wohnt, genauso wie Alexander in Wolgograd, in einem Familienhaus der Gemeinschaft Johannes des XXIII. Dort lebt die Gemeinschaft zusammen mit benachteiligten und hilfsbedürftigen Menschen allen Alters unter einem Dach. Die junge Italienerin Mirella, Mitglied der Gemeinschaft, versorgt auf der Straße bedürftige Menschen mit Tee und Brot. Wir dürfen sie begleiten.

4. Februar: Wieder sind wir mit dem Nachtzug eine Station weiter gefahren, nach Saratow.

Heute besuchen wir mit der Caritas-Krankenpflegerin Natalja die Familie von Eduard Kin. Eduard Kin ist der letzte Deutsche in der katholischen Pfarrgemeinde Saratow. Er ist 84 Jahre alt und lebt mit seiner Frau Galina, einer ehemaligen Ärztin, und ihrem Sohn zusammen an einer viel befahrenen Straße im Stadtzentrum. Bischof Pickel schreibt in seinem Blog (www.kath-ru.blogspot.com) Ende 2009 über seinen Krankenbesuch bei Familie Kin.

„Die schweren Straßenbahnen bringen das 120jährige Haus alle 10 Minuten zum Zittern. Fünf Mietparteien teilen sich zurzeit die vorhandenen Räume und das Fleckchen Gras im Hof, wo



Die junge Italienerin Mirella versorgt auf der Straße bedürftige Menschen mit Tee und Brot. Foto: Ottmar Steffan.

auch das gemeinsame, aus Brettern gezimmerte WC (ohne "W") steht. Herr Kin macht sich Gedanken um die Zukunft seines Sohnes, der bei der Polizei gearbeitet hat, nun aber arbeitslos geworden ist und auch hier wohnt. Ein zweiter Sohn hatte vor Jahren das Haus kurz verlassen, um das neue Auto aus der Garage zu holen, und ist seitdem als vermisst gemeldet. In seinen Erinnerungen, die Edmund Kin seiner Frau diktier- te und deren ersten Band er nun als kleines Heftchen „herausgegeben“ hat, beschreibt der alte Mann Erlebnisse aus seiner Kindheit und Jugendzeit, die ein bewegendes Bild der dreißiger und vierziger Jahre des vergan- genen Jahrhunderts entstehen lassen.“

Eduard Kin zeigt uns alte Fami- liendokumente und -fotos. Er spricht mit uns deutsch. Er ist pflegedürftig, seine Kräfte und sein Erinnerungsvermögen las- sen stetig nach. Langsam und

mit Pausen erzählt er uns, dass er - bis auf eine kurze Unterbre- chung - seit 1934 in dieser Wohnung lebt. Dabei huscht ihm ein kleines Lächeln über sein müdes Gesicht.

Nach der heiligen Messe mit Bischof Clemens Pickel in der Saratower Kathedrale und ei- nem Abendbrot bei ihm zu Hau- se fahren wir mit Pater Tomasz im Bulli eine Stunde nach Marx hinüber.

5. Februar 2011: Nach einem Frühstück bei den Eucharistie- schwestern von Marx geht es ins Nachbardorf Rasatovka. Bei vier Familien, die von den Schwestern betreut werden, kehren wir ein.

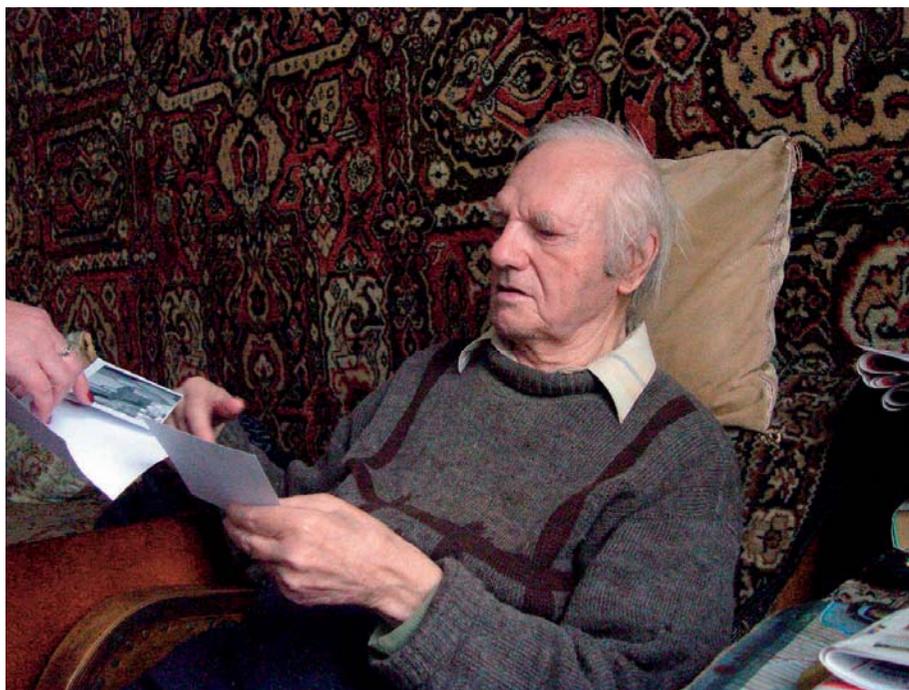
Von einem Familienschicksal berichten die Schwestern in Marx: „Tatjana Nasyrowa hat ihr drittes Kind – Jelena – nur deswegen zur Welt gebracht, weil wir ihr unsere Hilfe ver- sprochen haben. Alle Verwand- ten und Bekannten waren dage- gen. Jelena kam gesund und

kräftig zur Welt. Mittlerweile ist sie sieben Monate alt und für die ganze Familie ist sie nicht nur eine Freude, sondern ein Segen. Die Familie ist arm. Der Mann ist an Tuberkulose er- krankt und befindet sich wegen Behandlungen fast immer im Krankenhaus. Bald soll er ope- riert werden. Die Familie hat noch zwei weitere Kinder – ei- nen Sohn, Artjom (9 Jahre) und eine Tochter, Albina (4 Jahre). Gegenwärtig lebt noch der Bru- der von Tatjana mit der Familie zusammen, auch er ist an Tu- berkulose erkrankt. Sie leben in einem kleinen Zimmer mit sechs Personen. Wir versuchen der Familie so gut es geht zu helfen, vor allem mit Medika- menten und Lebensmitteln. Wir haben ihnen Tapeten sowie eine Toilette gekauft.“

Dank der Welker-Stiftung konn- te dieser und auch anderen Fami- lien, die von den Schwestern betreut werden, geholfen wer- den.

Nach einem Kaffee bei Tante Beate, einer der letzten russ- landdeutschen Gemeindeglied- er in Marx, fotografiere ich noch das im Bau befindliche Pfarrhaus, denn im Mai 2011 wird eine fünfköpfige Kloster- bauertruppe von uns aus ihre Arbeiten an der Heizung und den sanitären Anlagen fortset- zen. Für einen letzten Bauab- schnitt in den Herbstferien 2011 suchen wir noch tatkräftige Un- terstützung.

Der Abend endet mit einem A- bendessen im Matulaitis- Internat. Mit finanzieller Hilfe der Hiltruper Missionare aus Münster können hier in Marx junge Frauen einen Beruf erler-



Eduard Kin ist der letzte Deutsche in der katholischen Pfarrgemeinde Saratow. Er zeigt alte Familienfotos. Foto: Ottmar Steffan.



Ottmar Steffan zusammen mit den Freiwilligen in Russland und Regina Elsner (1.Reihe links). Sie trafen sich zu einem Zwischenseminar in Alexejewka. Foto: privat.

nen und werden von den Eucharistieschwestern betreut. Hermann Rickers und Günter Sandfort bleiben bis Sonntagnachmittag in Marx. Sie fahren dann mit dem Zug nach Moskau und von dort Montag früh nach Hause. Pater Tomasz bringt mich schon am heutigen Samstagabend zum Zug von Saratow nach Ufa. Dort werde ich Sonntagabend unsere sechs Freiwilligen und Regina treffen.

Das Zwischenseminar in Alexejewka vom 6.-12. Februar: Aus allen Himmelsrichtungen sind unsere sechs Russland-Freiwilligen, Regina Elsner, unsere ehemalige St. Petersburger Freiwillige, und ich als Teamer in Ufa angereist. Die längste Anreise hatten Carolin aus St. Petersburg und Christine aus Novosibirsk, die zwei Tage und zwei Nächte unterwegs waren. Pater Karol wartet schon auf

uns. 90 Kilometer von Ufa entfernt, direkt am Ural, liegt das 300-Seelen-Dorf Alexejewka, der Ort für unser Zwischenseminar. Hier leben ein Priester, zwei Brüder und drei Schwestern der Gemeinschaft Mariens mit den Menschen zusammen. Obwohl es in unserem Quartier, dem alten Pfarrhaus, zurzeit kein fließendes Wasser gibt und sich die Toilette im Hof befindet, genießen wir die Ruhe und Einsamkeit dieses Dorfes, um Zwischenbilanz nach einem halben Jahr Freiwilligendienst in Russland zu ziehen. Die Gespräche sind sehr intensiv, doch es bleibt auch genug Zeit zum Entspannen. Dienstag- und Donnerstagnachmittag erwarten wir die Kinder des Dorfes zum Spielen. Mittwochnachmittag geht es zum Schlittschuhlaufen.

Flug nach St. Petersburg und Rückflug am 12./13. Februar:

Die Temperaturen bewegen sich zwischen minus 15 Grad und minus 25 Grad, es liegt reichlich Schnee. Samstagmittag werden wir von Pater Karol die 90 Kilometer mit dem VW-Bulli-Allrad nach Ufa zurück gebracht. Von dort gehen nach und nach die Züge unserer Freiwilligen in alle Richtungen, bevor Regina und ich nach einer Nacht am Flughafen in aller Frühe nach St. Petersburg fliegen. Dort treffen wir uns mit den beiden potenziellen neuen russischen Freiwilligen, die ab Sommer 2011 ihr Freiwilliges Soziales Jahr im Bistum Osnabrück absolvieren wollen. Außerdem stehen Besuche bei Lada Ismailskaja, der Leiterin der Caritas Schule, und bei Natalija Pefzowa, der Direktorin der Caritas St. Petersburg an. Am 15.02. lande ich nachmittags in Hannover.



Foto: Ottmar Steffan.

Ideen wie ein Hund Flöhe

Morgenandachten von Bischof Clemens Pickel im Deutschlandfunk – Februar/
März 2011

Von Heimweh und Verantwortung (28. Februar 2011)

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Denk ich an Russland in der Nacht, dann bin ich ... im Ausland. Wer den Anklang an Heinrich Heines „Nachtgedanken“ herausgehört hat, liegt gar nicht so falsch. Um Heimweh geht es in jenem Gedicht, nicht nach einem Land als solchem, sondern nach Menschen, die dort leben. Das kann ich gut nachvollziehen. Und auch wenn es ein wenig kindlich klingt, mir fällt

kein passenderes ein als einfach das Wort „Heimweh“, wenn ich – von Zeit zu Zeit – ein paar Tage außerhalb Russlands zu tun habe und gefragt werde: „Wie geht’s?“

„Mir fehlen die Menschen, die es nicht leicht haben“

Ich bin kein Patriot meiner Wahlheimat und tue mich bis heute mit manchen ihrer Bräuche schwer. Auch zieht es mich nicht unbedingt, der Natur wegen, in die wunderschönen Landstriche meines südrussischen Bistums: auf die Höhen des Kaukasus, ans Schwarze

Meer oder zu den Sonnenaufgängen des endlos horizontalen Horizonts in der Steppe. Was mich nach Russland zieht und seit über 20 Jahren dort hält, sind Menschen, die nicht das geringste Medieninteresse hervorrufen, einfache Menschen, die es nicht leicht haben. Ihnen fehlt etwas, womit ich selbstverständlich aufgewachsen bin: Vertrauen, Glauben, geliebt Sein. Als ich einst um Freistellung in die Sowjetunion bat, tat ich das nicht mit großen Plänen im Hinterkopf, sondern aus der bereits gewonnenen Erfahrung heraus, dass Da-Sein, Mit-Leiden und Bleiben eine echte

Hilfe sein können. Diese Hilfestellung schien mir im Rahmen meiner Möglichkeiten und Kräfte zu stehen.

Ich konnte sie guten, christlichen Gewissens „Berufung“ nennen. Dass ich mich in keine Einbahnstraße begab, war mir von Anfang an klar. Dass mir aber manchmal so viel Wertvolles entgegenkam, wie einem Geisterfahrer der Gegenverkehr, machte mich betroffen. Ich weiß, der Vergleich hinkt. Ich könnte auch die Bibel heranziehen und sagen: Jesus hat denen, die alles verlassen, einen hundertfachen Lohn versprochen. Auch wenn ich keineswegs des Lohnes wegen aufgebrochen war, ... Gott löst seine Versprechen ein.

Es tröstet mich, dass Gott nie Unmögliches von mir verlangt.

Nachdem ich nun über 20 Jahre im östlichsten Land Europas lebe, dessen östlichste Grenze bei Alaska an den Westen stößt, sehe ich eine Vielzahl von Veränderungen, die im Laufe der Zeit

eingetreten sind. So scheint mir zum Beispiel im Blick des Auslands auf Russland das wirtschaftliche Interesse immer mehr zu wachsen, während das menschliche Interesse schwindet. Russland ist ein reiches Land, was von wichtigen Leuten auch gern unter Beweis gestellt wird. Um aber noch einmal auf Heines „Nachtgedanken“ zurückzukommen, gab es da im Gedicht den Unterschied zwischen dem „kerngesunden Land“ und der „Mutter, die sterben kann“. Einfache, sterbliche Menschen sind es, die ich Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer, heute und in den kommenden Tagen von neuem ans Herz legen will.

Ich habe nicht vor, Ihnen Betspredigten zu halten, auch wenn ich von armen Menschen sprechen werde, die tatsächlich Hilfe brauchen. Ich möchte von Gott in der Welt erzählen. Manchmal ist es leicht, an seine Anwesenheit zu glauben, und manchmal ist es schwer. Einerseits sagen mir Gedächtnis und Verstand, dass er – Gott – hinter jedem Menschen steht und uns

hält, viel besser, als es unsere eigene Wirbelsäule vermag. Andererseits sehe ich, wie Menschen zusammenbrechen unter der Last von Ungerechtigkeit, Einsamkeit, Sucht oder psychischer Überforderung.

Schauen Sie abends auf den Tag zurück!

Im Blick zurück, erinnere ich mich deutlich, dass ich nicht immer und überall helfen konnte, wo ich es gern wollte. Es tröstet mich dann zu wissen, dass Gott nie überfordert oder Unmögliches von mir verlangt. Der Bereich meiner Verantwortung ist – Gott sei Dank – begrenzt: Es gibt ein „Außen“, das ich anderen und schließlich Gott überlassen darf. Und es gibt ein „Innen“ meines Verantwortungsbereichs, um das ich nicht herum komme, wenn ich meine Zeit ernst nehmen will. Liebe Hörerinnen, liebe Hörer, ich möchte mit einem Vorschlag und mit einem Wunsch für den heutigen Tag schließen: Nehmen Sie sich einmal ernsthaft vor, heute Abend auf den Tag zurückzuschauen. Von Herzen wünsche ich Ihnen wie mir selbst, dass dann keiner von uns vor seinem Gewissen bekennen muss: Da war eine Situation, in der ich helfen konnte, aber ich habe es nicht getan.

**Von der Kunst, auf Fehler hinweisen zu können.
(1. März 2011)**

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

In der Zeit bevor ich zum Bischof ernannt wurde und noch Pfarrer sein durfte, hatte ich insgesamt vier junge Männer



Bischof Clemens Pickel. Foto: privat.

aus Deutschland in meiner Pfarrgemeinde wohnen, die nacheinander ihren Zivildienst bei uns in Russland ableisteten. Auch heute gibt es gut vorbereitete, deutsche Jugendliche, die für ein Freiwilliges Soziales Jahr nach Russland kommen. Ich habe bisher jedes Mal gestaunt und mich gefreut, wie gut motiviert, eifrig und verzichtbereit die jungen Leute nicht nur ankamen, sondern auch durchhielten. Ist es doch trotz SMS und kostenloser Telefonie übers Internet nicht ganz einfach, alle Freunde und Verwandten für ein Jahr zu verlassen. Wem das nichts ausmacht, der ist entweder ein sehr vollkommener Mensch, oder er lebt sein Leben

flach an der Oberfläche. Wegen ihres guten Beispiels, dass sie unseren Jugendlichen hier oft gaben, hätte ich manche dieser Freiwilligen beinahe „pastorale Mitarbeiter“ nennen können. Wie gut es auch für mich persönlich war, so aufgeschlossene junge Leute in der Nähe zu haben, möchte ich anhand eines lustigen Beispiels schildern.

„Viele stellten mich auf einen unsichtbaren Sockel“

Ein neunzehnjähriger Zivildienstleistender, der mit mir und einer Großmutter im 47 Quadratmeter kleinen Pfarrhaus wohnte, täglich das Wasser von der Pumpe in der nächsten Querstraße ins Haus brachte,

Hausmeister- und Fahrdienste übernahm und immer etwas zum Reparieren fand, war wegen seiner Offenherzigkeit und Hilfsbereitschaft in der ganzen Kirchengemeinde beliebt. Nach ein paar Monaten kannte nicht nur ich ihn ganz gut, sondern auch er mich. Es war mein zweites oder drittes Jahr in Russland. Ich war der einzige Priester im Radius von mehr als 1.000 Kilometern. Die Leute, die damals zur Kirche kamen, hatten Jahrzehnte lang auf Priester gewartet und begegneten mir oft mit beinahe ängstlicher Ehrfurcht, wie sie es aus ihrer Kindheit in den Wolgadörfern der zwanziger Jahre gewohnt waren. Ich war somit nicht nur



Bischof Clemens Pickel inmitten von Teilnehmern des letzten „Russischen Jugendtags“. Foto: Ottmar Steffan

in ein fremdes Land gekommen, sondern auch in eine andere Zeit, die man in Deutschland längst Vergangenheit nannte. Bei allem guten Willen, konnte ich diesen geplagten Menschen nicht innerhalb von ein paar Monaten ein neues Verständnis von Freiheit beibringen. Es brauchte Zeit.

„Haben wir heute unseren Meckertag?“

Das barg eine Gefahr für mich als jungen Priester in sich, die ich nicht unbedingt bei jeder Gelegenheit bemerkte, obwohl ich mir darüber im Klaren war. Viele stellten mich auf einen unsichtbaren Sockel. Sie wollten nicht von mir hören: „Ich bitte euch, ...“, „Es wäre gut, wenn, ...“ oder „Ich lade euch ein, ...“ Damit hatten sie nie im Leben Erfahrung gemacht. Sie wollten hören: „Ihr müsst, ...“, „Ihr dürft, ...“, „Ihr dürft nicht.“ Ob nun das der Grund war oder nicht, ... : Ich, der 31jährige Pfarrer, begann, manchmal meine Unzufriedenheit durch unpassend mürrische Äußerungen kundzugeben. Mein Zivildienstleistender machte mich dann in so einem Fall – mit gespielt moralisierenden Worten – darauf aufmerksam. „Was haben wir denn heute für einen Tag?“ fragte er, und fügte hinzu: „Haben wir denn heute den Meckertag?“ Allzu oft musste er nicht darauf zurückgreifen. Die Erziehungsmaßnahme hatte schnell Erfolg, und die Frage hat sich mir für immer eingepägt, so dass ich sie mir nach seiner Heimkehr nach Deutschland einmal selber gestellt habe und das Problem damit gelöst war.



„Der Herr ist wahrhaft auferstanden“ - Altes Gotteslob. Foto: Ottmar Steffan.

Nicht von jedem lassen wir uns auf unsere Fehler hinweisen, nicht wahr? Aber wie tragisch ist es, wenn man gar niemanden hat, der behutsam den Finger auf die Wunde zu legen vermag! Trotz aller Demokratie, sind Personen in leitenden Stellungen auch heute noch einem überdurchschnittlich hohen Risiko ausgesetzt, keine Helfer zu finden, die sie einfach und ehrlich auf ihre Fehler hin ansprechen. Reden über andere oder gar Schreiben scheint da manchmal einfacher, als die Zeit und den Mut für ein Gespräch unter vier Augen zu finden. - „Ach, ist ja nicht der Rede wert!“ „Jemand wird es ihm schon irgendwann sagen. Warum denn ausgerechnet ich?!“ – Es kann sich viel Unreife in solchen Rechtfertigungen verbergen, Unreife und Lieblosigkeit. Liebe Hörerinnen und Hörer, sicher ist es zu viel verlangt, heute unbedingt jemanden freundlich auf einen seiner Fehler hinzuweisen. Das geht nicht auf Befehl. Aber die Frage des

hilfsbereiten Neunzehnjährigen könnten wir doch vorsichtshalber einmal mit in den Tag nehmen: „Was haben wir denn heute für einen Tag?“

Wunder sind keine Zufälle (Mittwoch, 2. März 2011)

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer!

Wissen Sie, wie man in Russland prüfen kann, ob ein Ausländer schon „inkulturiert“ ist? Man stellt ihm eine Rechenaufgabe: „Wie viel ist zehn mal hundert Gramm?“ Die richtige Antwort muss lauten: „Ein Liter.“ – Aber Spaß beiseite! Alkohol und Korruption sind die zwei unübersehbaren Kreuzbalken im Alltag einer Gesellschaft, der man versichert, dass sie vom Knien aufgestanden sei. Alkoholismus zieht Familien oft in quälende Mitleidenschaft. Kinder kommen seinetwegen unter die Räder oder ins Heim.

Vom Heim kommen sie zu neuen Eltern. Geschwister werden getrennt, weil man sich in der Regel nur ein Heimkind zutraut, nicht zwei oder drei. In Dörfern, die ich kenne, holt man sich Kinder wegen des Kindergeldes ins Haus.

Ein Vater kämpft um seine Kinder

Seit Monaten nehme ich Teil an der Sorge um die Zukunft zweier Mädchen, deren Eltern Alkoholiker sind. Im Grunde kann ich gar nicht viel machen, doch lässt mich die Sache nicht los. Der Vater kam letztes Jahr ins Gefängnis, wegen Einbruchs in einem Kiosk. Die Mutter verlor die Erziehungsrechte. Die Kinder kamen in ein Kinderheim, später in ein anderes, dann in ein drittes. Als der Vater nach acht Monaten vorzeitig entlassen wurde, auf Bewährung, gab man ihm ein halbes Jahr Zeit, um Arbeit und 28 Quadratmeter Wohnraum für die Töchter zu finden. Dann bekäme er sie wieder. Wenn er es nicht schafft, werden auch ihm die Erziehungsrechte aberkannt. Seine Frau hat ihn vor die Tür gesetzt. Sie braucht ihn nicht mehr. Mit 12 Tagen im Suff scheint er das runtergespült zu haben. Er sitzt nun praktisch auf der Straße. Wer gibt so einem Arbeit? Er hat sich freiwillig im Krankenhaus gemeldet, um Hilfe gegen die Sucht zu bekommen, denn er liebt seine Kinder. Im Krankenhaus hat man ihn zwei Wochen lang an Infusionen gehängt, kein einziges Gespräch mit ihm geführt und ihn wieder entlassen. Zwischendurch lief er täglich viele Kilometer, um seine Kinder im

Heim zu besuchen. Anschließend kam er bei uns vorbei, um etwas Warmes zu essen, im Krankenhaus gab wenig.

Wohnung und Arbeit für Kinder

Ich kenne eine wirklich wirksamere Entziehungskur, wofür Beispiele sprechen, auch wenn andere einzig und allein auf Selbsthilfegruppen schwören. Die könnten ja später auch noch eine Hilfe für ihn sein. Jetzt aber laufen die Uhren gegen ihn. Hals über Kopf geht dennoch gar nichts. Hält er aus, könnte ich versuchen, ihm erst einmal die Miete für den geforderten Wohnraum zusammenzubetteln, monatlich 125 Euro, natürlich ohne ihm das Geld in die Hand zu drücken. Aber wo findet er Arbeit? Und wenn er sie findet, wer lässt ihn dann gleich für sechs Wochen in den Urlaub zur Entziehungskur fahren? Lange hält er ohne Hilfe nicht durch. Wohnung und Arbeit sind die Voraussetzungen dafür, dass er die Kinder bekommt. Wo bleiben die Kinder, wenn er wirklich für sechs Wochen wegfährt? Sollten sie besser im Heim bleiben, in dem es, wie wir gesehen haben, an ausreichend Essen und anderem fehlt? – Ehrlich gesagt, ich weiß schon, wie wir es machen könnten, auch wenn noch Fragen offen sind. Vielleicht fragen Sie mich längst, warum ich ihnen heute Morgen eine so lange Geschichte von einer ihnen völlig fremden Familie erzähle. Einer sagt: „Ah!“ Eine sagt: „Oh!“ Und ein Dritter weiß, dass es doch in Deutschland ganz ähnliche Fälle gibt. Ich habe es ihnen erzählt, weil sie viele sind, die

jetzt zuhören. Unter ihnen gibt es Menschen, die beten können. Darum habe ich es erzählt. Es ist die letzte Chance für die Kinder, zu Hause zu bleiben und gemeinsam aufzuwachsen. Beten Sie mit! Ich glaube, dass Wunder nicht Zufälle sind, sondern dass Gott sie tut. Ich glaube, dass er sich gern bitten lässt, wie ein Vater, der seine Kinder lieb hat und sie zum Mitmachen erzieht. Ich weiß, dass es gut gehen kann, sogar aus Erfahrung.

Ideen wie ein Hund Flöhe

Ende letzten Jahres ist bei mir im Bistum ein 71jähriger Priester verstorben, der gern ein russisches Sprichwort auf sich bezog: „Ich habe immer noch so viele neue Ideen, wie ein Hund Flöhe“, scherzte er. Sein Traum nach 17 Jahren in Russland war es, ein Zentrum für Suchtkranke einzurichten. Wäre in Russland nicht selbst ein solches Projekt im Endeffekt nur sinnlose Sisyphusarbeit? Ich denke, nicht, denn Menschen sind keine Steine. Für Gott zählt jeder Einzelne. Also soll es auch bei uns so sein!

Weitere Morgenandachten von Bischof Clemens Pickel finden Sie unter:

www.dradio-dw-kath.eu

Bischof Pickel ist im Herbst zu Gast im Bistum Osnabrück: Am Sonntag, den 9. Oktober, feiert er in Quakenbrück in der Kirche „Unbefleckte Empfängnis Mariens“ um 10.30 Uhr einen Gottesdienst. Sie sind herzlich eingeladen!

Während des Butterfestes gibt es viele Blini

Der 20jährige Bremer Benjamin Abeln berichtet von russischen Osterbräuchen

Omsk, März 2011. Hallo, mein Name ist Benjamin Abeln. Ich bin seit September 2010 mit dem Programm „Freiwillige Dienste im Ausland“ in Russland. Genauer gesagt in Omsk, einer ca. 1,5 Millionen Einwohner zählenden sibirischen Stadt, gelegen an der kasachischen Grenze auf halbem Weg zwischen Ural und Novosibirsk.

Die ganze letzte Woche war Masleniza - das Butterfest. In dieser Woche, der letzten vor Beginn der Fastenzeit, darf noch einmal alles gegessen werden und es soll gleichzeitig alles Fett und alle Milchprodukte aus dem Haus geschafft werden. Deswegen gibt es während des Butterfestes viele, viele Blini, die russische, dünne Version des Pfannkuchens, den es in allen erdenklichen Kombinationen gibt - ob einfach mit Sauerrahm, Kondensmilch oder Marmelade oder mit Fisch, Fleisch oder Gemüse. [...] Am Ende der Masleniza, dem Sonntag, wird noch einmal richtig gefeiert und gegessen, aber man bittet auch traditionell Bekannte, Freunde und Familienmitglieder um Verzeihung für seine Sünden, um rein in die Fastenzeit gehen zu können. [...] An diesem Tag wird traditionell eine Strohuppe verbrannt, die mit alten Kleidern und Lappen bekleidet ist. Ein Zeichen dafür, dass das Alte zu Ende ist und das Neue kommen kann. Das Masleniza-Fest ist nämlich gleichzeitig auch eine Art Früh-

lingsfest. Und tatsächlich, nachdem der Frühling in Russland offiziell am 1. März beginnt, hat es pünktlich zur Masleniza zu tauen begonnen. In dieser Woche hatten wir das erste Mal seit Monaten Plusgrade.

Obwohl das orthodoxe und das katholische Ostern in diesem Jahr zusammenfallen, beginnt die orthodoxe Fastenzeit einige Tage früher.

Gestern hat mit dem Aschermittwoch die Fastenzeit auch für die Katholiken begonnen. Doch die katholische Fastenzeit ist nicht so streng wie die orthodoxe, denn in der orthodoxen Kirche dürfen während der Fastenzeit keine Milch, kein Fleisch und keine Eier gegessen werden.

Die Osterwoche beginnt mit dem Palmsonntag, an dem wie bei uns, Palmbesen geweiht werden. Der Gründonnerstag heißt in Russland „sauberer Donnerstag“, denn an diesem Tag wird das ganze Haus geputzt, um sich auf Ostern vorzubereiten. Am Karfreitag darf nichts gemacht werden und es wird gefastet.

In der Osternachtsmesse gibt es eine Besonderheit, denn die Gemeindemitglieder bringen Speisen, darunter neben bunten Eiern und allen möglichen Sachen auch die besonderen russischen Osterspeisen Kulitsch und Pascha. Das eine ist ein besonderer Kuchen, das andere eine Art Pyramide aus Tworag, einer Art Hüttenkäse, an deren Spitze ein Kreuz sein soll. Nach der



Benjamin Abeln ist zurzeit als Freiwilliger in Omsk. Foto: Ottmar Steffan.

Osternachtsmesse geht's dann nach Hause, wo dann ein Festmahl stattfindet.

Die Fastenzeit hat nun gerade erst begonnen. In der Osterzeit wird der Kinderklub „Land der Freuden“, in dem ich helfe, einen Ostermarkt veranstalten und dort Backwaren und Gebasteltes verkaufen. Außerdem gibt es in der Caritas traditionell ein Frühlings-/Osterkonzert. Besonders ist für mich noch die Kombination aus Ostern und kommenden Frühling, der nach dem langen Winter nun wirklich ersehnt ist. Zwar ist in Deutschland auch Frühling in der Osterzeit, aber in Russland hat das, auch wenn die deutschen Winternächte ebenfalls dunkel sind, doch noch eine andere Bedeutung.

„Er ist wahrhaft auferstanden!“

Österliche Briefe von Bischof Pickel

Saratow, den 4. April 2011

Liebe Freunde in Deutschland!

Wir haben die Mitte der Fastenzeit überschritten. Wenn ich in den Kalender schaue, ist mir klar, dass die Zeit bis Ostern gut gefüllt mit Reisen und Verpflichtungen in Saratow sein wird. Um endlich einmal wieder einen Brief zu schreiben, scheint jetzt ein letzter günstiger Moment zu sein [...]

Ich hatte mir drei Tage frei genommen, um nach dem ersten Quartal des Jahres Luft zu holen. [...] An diesen drei freien Tagen habe ich „Hausaufgaben“ gemacht, die längst nachzuholen waren, bin aber auch spazieren gegangen, in Marx, wo ich von 1991 bis 2000 Pfarrer war. Tauwetter, Gummistiefel, riesige schmutzige Pfützen, ... das hat mich weder verwundert noch erschreckt.

Hausaufgaben gemacht

Traurig war es dennoch, die verfallenden Häuser zu sehen, an denen auch in den letzten 10 Jahren nichts gemacht wurde. Gewöhnlich bin ich ja nur in Kirche, Pfarrhaus, Kloster oder Kinderzentrum, wenn ich Marx besuche. Ich hatte schon fast vergessen bzw. hatte nicht erwartet, dass es so schlecht geht in der Stadt, und auf dem Land erst recht! [...] Ich [war] doch langsam dabei, die Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren, durch meine vielen Reisen und



Gemeindemitglieder beim Gebet. Foto: Ottmar Steffan.

Begegnungen als das, was man vielerorts Bischof nennt.

In Stepnoje, Kreis Marx, ist vor kurzem die letzte deutsch sprechende Großmutter verstorben. Barbara hieß sie. Vor 17 Jahren kam sie aus Duschanbe, der tadschikischen Hauptstadt, die ca. 700.000 Einwohner zählte, in dieses künstlich mit deutschen Geldern errichtete Dorf für Flüchtlinge aus Mittelasien[...].

Todesursache „Nummer 1“: selbst gebrannter Fusel

Noch vor Abschluss der letzten Arbeiten im Dorf zog sich die deutsche Seite immer mehr zurück. Man sah die Katastrophe voraus, denn es gab keine Arbeit in Stepnoje. Männer und Frauen begannen zu trinken, was das Zeug hielt. Todesursache „Nummer 1“ im Dorf:

selbst gebrannter Fusel. Russland als Staat war damals nicht am Dorf interessiert. Wir versorgten die Leute mit humanitärer Hilfe, bauten eine Kapelle. Über Jahre hinweg blieb unklar, wem die Häuser inzwischen gehörten. Im Winter drehte die Kreisstadt den Gashahn zu, weil keiner bezahlte. Im Sommer gab es kein Wasser. Zur Kartoffelkäferbekämpfung gab es nur Einweckgläser, in die man die Käfer dreimal am Tag sammelte. Für die Kühe gab es kein Futter. Bei meinen Hausbesuchen erlebte ich immer wieder, wie jene Leute aus der Großstadt nun in roh verputzten Wänden leerer Häuser in der Steppe vor sich hin dösten. Als Kleiderschrank diente der Karton vom Fernseher. Im Haus war es feucht. Ich hatte Oma Barbara – mir tut es leid, es aus-

zusprechen – vor Jahren das letzte Mal besucht. Sie wohnte damals am Dorfrand, konnte nicht mehr laufen und orientierte sich nur mit Mühe im Gespräch. Die Tochter, bei der sie wohnte, war nur sehr begrenzt in der Lage, ihre Mutter zu pflegen. Nun hat sie es „geschafft“, sagen wir. Die 17 letzten Jahre ihres [...] schon immer schweren Lebens, hat diese arme Großmutter gehaust, gehungert, gelitten, geschwiegen. – Wir müssen endlich ein Altenheim bauen![...]

Als gestern Nachmittag, meinem dritten und letzten Ruhetag, das Tauwasser jede Chance auf einen erneuten Spaziergang in Marx oder Umgebung vereitelte, kam ich mit einer der Schwestern im Kloster ins Gespräch. Sie stammt selbst aus Marx, ist Russin, hat also keine katholischen Eltern oder andere christliche Vorfahren. Sie war vergangene Woche zum ersten Mal allein im Ordensgewand mit dem Zug gefahren: 1300 km, d.h. über 24 Stunden. In den russischen Großraumwagons kennt üblicherweise nach ein paar Stunden jeder jeden. Sie freute sich selbst, dass alles gut gegangen war. Die Reisenden hätten mit Interesse oder Desinteresse auf ihre Anwesenheit reagiert, nicht aber negativ.

Christen wagen sich aufs Wasser

[...]Gestern haben wir in der Kirche das Evangelium vom Blindgeborenen gelesen, den Jesus heilte. „Es kann doch nicht sein, dass er nun wirklich sehen kann!“ meinten die Leute. Jesus hatte einfach zu ihm gesagt: „Geh und wasch dich im Teich



Traditionelle russische Ostermalerei. Foto: Michael Löning.

Schiloach! Schiloach heißt übersetzt: Der Gesandte.“ (Joh 9,7) – Unter den verschiedenen Übersetzungen für „Christus“ findet sich das gleiche Wort: auch Christus bedeutet „der Gesandte“. – „Sich waschen“, eintauchen in Christus, wirkt Wunder. – Für mich ist das keine trockene Predigt und kein Wortspiel, sondern sehr lebendige Erfahrung. Nicht nur die „Starken“, die im Untergrund der Sowjetunion geglaubt, gebetet, erzogen und Beispiel gegeben haben, nein, auch „neue“ Christen, ohne Fundament in der Fa-

milie, wagen sich aufs Wasser, werden von der Welt für verrückt gehalten und sind für sie „gestorben“. Sie sind normale Menschen, mit ihren Stärken und ihren Schwächen. Sie tun, was sie können. Und Christus hilft. Als ich 1991 nach Marx kam, stand im Bücherregal eine Broschüre über ein elfjähriges französisches Mädchen, das überzeugt war, dass „nichts schwer ist, wenn man Gott lieb hat“. Wie alt müssen wir werden, um ihr zuzustimmen?[...]

Ihr Clemens Pickel

Osterdienstag
Liebe Freunde!

[...] Ich hatte vier Studenten zu Ostern eingeladen, drei Afrikaner, eine Inderin. Sie gehören zur Gruppe katholischer Studenten in Saratow. Alle vier studieren Medizin. Nach der Feier der Osternacht in der Kathedrale kamen sie mit zu mir nach Hause, wo die Schwestern noch ein zünftiges Osterabendessen vorbereitet hatten. Schon als ich die Teller und das Besteck sah, schien mir der Aufwand übertrieben. Ein Schock nach der Fastenzeit. Außerdem war es schon Mitternacht. Als ich aber kurz danach den Appetit meiner Gäste sah, wusste ich, dass die Schwestern ins Schwarze getroffen hatten. [...]

Wir waren dann den ganzen Sonntag über in Marx. Mary, die indische Studentin, lebt schon 5 Jahre in der Stadt Saratow und war noch nie draußen. Natürlich waren alle vier müde, als wir uns frühzeitig ins Auto setzten. Aber es ging lustig zu. [...]

Christus ist auferstanden

Die Ostermesse in der Kirche war sehr, sehr feierlich. Nein, nicht „steif“, sondern lebendig. Die ganze Gemeinde sang wie ein gut vorbereiteter Chor. In den Liedern waren Freude und Kraft. Wenn alles so „einfach“ zugeht, ist auch das Predigen nicht schwer. Wie man es in Russland in allen Kirchen so tut, begann ich auch die Predigt mit dem österlichen Gruß: „Christus ist auferstanden!“ Und die ganze Gemeinde antwortet laut rufend: „Er ist wahrhaft auferstanden!“ Daraufhin ich, beina-

he leise ins Mikrofon: „Ah, das wisst ihr schon. Was kann ich euch dann noch predigen?!“ Weiter ging es darum, wie man die Osterbotschaft mit dem Herzen liest, bzw. hört. Meine Gäste besuchten nach der Messe das Jugendhaus neben der Kirche. Afrikaner in Marx! Das ist bis zum heutigen Tag eine Sensation. Anschließend: Mittagessen, Ausflug an die Wolga, Vesper mit der Gemeinde in der Kirche, ... und mit afrikanischen Ministranten, Auftritt der Kinder- und Jugendgruppen im Gemeindesaal, Abendbrot im Kloster, wohin auch die Jugendlichen eingeladen waren, die bei uns in Marx wohnen und eine Berufsausbildung machen.

Das war der schönste Tag in meinem Leben

Auf der Rückfahrt nach Saratow bedankte sich einer nach dem anderen und alle vier zugleich. Mary auf dem Beifahrersitz schlief bald ein. Die vielen Eindrücke des Tages und die – vielleicht lange nicht gemachte – Erfahrung von christlicher Freundschaft und Geborgenheit, ließen die (fast schon) Ärztin ruhen wie ein Kind. Einer der drei jungen Männer aus Tansania, Ghana und Mozambique, sagte: „Das war der schönste Tag in meinem Leben in Russland.“ Ein anderer: „Ich werde nach Hause anrufen und sagen, dass man in Russland seinen Glauben nicht verliert.“ Erklärend fügte er an: „Als ich zu Hause weg fuhr, verabschiedeten die mich wie zu einer Beerdigung. Ich wollte in Russland studieren, weil es da die Berufsrichtung gab, die ich suchte, und

weil es da nicht so teuer ist, wie in anderen Ländern. Meine Eltern und die Verwandten machten sich Sorgen, weil sie dachten, dass ich einst ungläubig zurückkehren werde. Sie hatten doch von Russland gehört. Aber sie wissen nicht, dass es hier solche Leute gibt!“ [...]

Die Schwestern in Marx haben alle vier eingeladen, doch wieder zu kommen. Ich hoffe, dass das auch gelingt. Es war gut für uns alle.

Einfach so, wie's kommt...

[...] Ich könnte, ohne Übertreibung, noch zwei Seiten weiter schreiben, einfach „so, wie's kommt“: über die Kinder in Marx; über die Alten, die ich seit vielen Jahren kenne, und die nach der Messe herzlich gratulierten; über das Dorf, in das ich meine afrikanischen Gästen am Nachmittag nehmen wollte, wo aber wegen des gemeinsamen Ostertermins in diesem Jahr so viele Leute betrunken waren, dass wir das auslassen mussten, über die Gespräche mit Einzelnen, ... und darüber, dass es „Marx“ gibt, ich meine, diese Pfarrei mit allem, was in ihr gewachsen ist und wächst, ... Der Herr ist wahrhaft auferstanden! Dahinter steckt ein Geheimnis, noch besser gesagt: eine Überraschung!

[...]Einen herzlichen, österlichen Gruß an alle! Danke allen die uns helfen, danke für jedes Gebet und für jede Spende! Danke für Vertrauen und Kontinuität! Danke für Freundschaft und Liebe!

Ihr Clemens Pickel



Eine Obdachlose löffelt eine heiße Suppe, die sie von der Caritas ausgeteilt bekommen hat. Foto: Ottmar Steffan.

Ein Blick hinter die russischen Kulissen

Landes-Caritasverband für Oldenburg e.V. informiert sich über Caritas-Projekte in Westsibirien - Reisebericht vom 09.11.-17.11.2010

von Ottmar Steffan

„Vor fast zwanzig Jahren kurz nach dem Zerfall der Sowjetunion war ich schon einmal in Sibirien“, erklärt mir Ludger Niehaus, mein Kollege vom Landes-Caritasverband für Oldenburg. Es ist Dienstagabend, 09.11.2010. Gegen 22 Uhr Moskauer Ortszeit sitzen wir am Moskauer Flughafen She-

redowo und warten auf unseren Weiterflug durch die Nacht nach Omsk.

Als wir **Mittwoch, den 10.11.2010**, um 05.05 Uhr in Omsk landen, erwartet uns Susanne Staets, unsere Kollegin der Diözesan-Caritas Novosibirsk. Sie wird uns die nächsten Tage durch das westsibirische Bistum begleiten. In der Caritas

Omsk angekommen, wird uns eine zweistündige Bettruhe verordnet, um die schlaflose Nacht und den Zeitunterschied von plus fünf Stunden zu verdauen. Ludger Niehaus hat von seiner Geschäftsführung den Auftrag bekommen, sich an verschiedenen Orten Westsibiriens Caritas-Projekte anzuschauen, weil es Interesse gibt, partnerschaft-

liche Beziehungen zwischen den Caritasverbänden aufzubauen.

In Omsk befindet sich die Caritas in einer ehemaligen Nähfabrik, die die „Missionarinnen Christi“, Schwestern aus München, vor über zehn Jahren gekauft haben. Schwester Paula und Schwester Juliane haben bis vor wenigen Jahren die Caritas in Omsk geleitet. Wohl wissend, dass sie aus Altersgründen Sibirien im Februar dieses Jahres verlassen mussten, haben sie mit Tatjana Trofimova und Sergey Andrejtschuk russische Führungskräfte in die Leitungspositionen eingearbeitet. Susanne und Sergey zeigen uns

die verschiedenen Arbeitsfelder der Caritas Omsk. Besonders interessieren Ludger Niehaus die Bereiche der häuslichen Krankenpflege und der Obdachlosenversorgung. Beide Bereiche werden uns bei Hausbesuchen genauer vorgestellt. Dabei begleitet uns Benjamin Abeln, unser Bremer Freiwilliger, der hier seinen Freiwilligen Dienst im Ausland für das Bistum Osnabrück absolviert.

Die Menschen kämpfen ums Überleben

Benjamin beschreibt die Lage der Obdachlosen so: „Ich war jetzt, wo der Winter gerade be-

gonnen hat, bei minus 20 Grad und auch schon bei knapp minus 30 Grad draußen mit der mobilen Obdachlosen-Ambulanz. Dort versteht man, was „durchgefroren sein“ bedeutet. Die Menschen kämpfen ums Überleben. Die Caritas kann den Menschen hier mit ihrer Arbeit wenigstens ein bisschen helfen, indem wir Tee und Brote verteilen und medizinische Versorgung leisten. Ich weiß einfach, dass die Arbeit hier richtig und gut ist.“

Bei einem unserer Besuche der häuslichen Krankenpflege erleben wir die russische Gastfreundlichkeit. Hier in dem kleinen Wohnzimmer im vierten



Eine kleine Aufführung mit Gedichten und Gesang gab es für die deutschen Besucher im Gymnasium Tonsk. Foto: Ottmar Stefan.

Stock eines alten Hauses (ohne Fahrstuhl) lebt die 57jährige Tatarin Alfija Salipova Lechova seit vielen Jahren mit ihrer 84jährigen Mutter, die ihre Tochter pflegt. Alfija ist auf den Rollstuhl angewiesen: Ihr wurden infolge einer schweren Diabetes beide Beine amputiert - das eine in Höhe des Knies, das andere an der Hüfte. Sie benötigt Insulin. Für ihr Asthma braucht sie ebenfalls starke Medikamente.

Vor die Tür ist sie schon eine „Ewigkeit“ nicht mehr gekommen. Wegen ihres krankheitsbedingten Übergewichts wären 4 kräftige Männer nötig, sie auf die Straße zu tragen.

Alfija erzählt uns, dass sie schon seit ihrer Jugend an Asthma leide und später Diabetes dazu gekommen sei. Es sei sehr schwer, mit ihrer kleinen Rente über die Runden zu kommen. Viele ihrer Medikamente müsse sie selbst bezahlen.

Sie erzählt weiter, dass sie in jungen Jahren geheiratet habe und ein Kind bekam, dass jedoch bei der Geburt verstarb. Daraufhin sei ihr Mann abgehauen.

Ein Strahlen huscht über ihre Gesichter

Als bei ihr Diabetes festgestellt wurde, war es schon zu spät und ihre Beine mussten amputiert werden. Tochter und Mutter haben keine Verwandte in Omsk. Ohne die Hilfe von Freunden und der Hauskrankenpflege der Caritas kämen sie nicht zurecht. Ein Strahlen huscht über das Gesicht der beiden Frauen, als

sie sehen, wie wir uns über Tee und selbst gebackene Piroggen freuen. Alfija erzählt, dass sie früher eine leidenschaftliche Köchin war. Doch das sei lange her.

Wir wagen kaum darüber nachzudenken, wie lange diese Wohn- und Lebenssituation wohl noch halbwegs so bleibt. Bei unserem Abschied bitten uns die beiden, doch unbedingt bei unserem nächsten Aufenthalt wieder vorbeizukommen.

Mit dem Nachtzug geht es weiter nach Novosibirsk. Hier lernen wir vor allem die Arbeit im Mutter-Kind-Heim St. Sophia, das Kinderheim St. Nikolaus, das Caritas-Kinderzentrum und die Obdachlosenübernachtungsstelle der „Mutter Teresa“-Schwestern kennen. Begleitet werden wir hier von Christine Kosch, unserer Osnabrücker Freiwilligen in der Caritas Novosibirsk.

Aufführung mit Gedichten

Freitag, den 12.11.2010, geht es dann bei Schneefall mit dem Bulli über die Landstraße nach Tomsk. Für die gut vierhundert Kilometer brauchen wir über sechs Stunden.

Im katholischen Gymnasium in Tomsk werden wir von der Direktorin Olga Pogonina, der Eucharistieschwester Pauline so wie den Lehrern und Schülern des Gymnasiums herzlich erwartet. Nach unserem Rundgang durch die Schule genießen wir eine kleine Aufführung mit Gedichten, Gesang und einem kleinen Sketch. Anschließend

kann ich mich auf der Baustelle vom Neubau des Gymnasiums umschaun. Am Abend brechen wir nach Novosibirsk auf.

Samstag, den 13.11.2010, früh morgens verabschieden wir Ludger Niehaus zum Flughafen. Über Moskau wird er am frühen Nachmittag in Hannover landen. Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt am Sonntag, den 14.11.2010 bei unserem Freiwilligen Benjamin Abeln in Omsk, beende ich die Sibirienreise mit einem zweitägigen Aufenthalt bei unserer Freiwilligen Marta Sosnowska in Tscheljabinsk. Hier schau ich mir das Familienberatungszentrum der Caritas und die Baustelle des neuen Mutter-Kind-Heims an. Die meiste Zeit verbringe ich mit Marta im Kinderzentrum, in dem sie ganztägig beschäftigt ist. Ein Abendessen mit ihr und Pater Marcus Nowotny runden meinen Besuch ab.

Am Mittwoch den 17.11.2010, steige ich bereits um 6.00 Uhr früh in das Flugzeug, das mich über Moskau nach Hause bringen wird.

Nachtrag:

Am siebten Februar, starb Alfija Salipova. Sie ist wegen des Abszesses am Bein stumpf in ein Krankenhaus gekommen und starb dort wenige Tage später am 7.2.2011, soweit bekannt an einer Thrombose, schrieb mir Benjamin auf Bitte von Nuriłja Gurdina, der Leiterin der Caritas Hauskrankenpflege Omsk.



„Welche Spur im Leben des Kindes möchten Sie hinterlassen?“ Plakat aus dem Sozialzentrum „Soglasie“. Foto: Sabine Hahn.

„Die Kinder sind doch unsere Zukunft“

Besuch in Marx und Orsk im März 2011

von Sabine Hahn

Nach einem Besuch des Kinderzentrums „Bethlehem“ in Marx fuhr ich Ende März gemeinsam mit Schwester Irina, Mitarbeiterin des Kinderzentrums, und Andrey Firulev, Koordinator der Diözesancaritas, nach Orsk. Einen Tag und zwei Nächte brauchten wir mit dem Zug. Dort nahmen wir an einem Seminar für die Leiterinnen der Kinderzentren teil.

Vor Ort besuchte ich auch das Kinderzentrum „Das 8. Weltwunder“ und den neuen katholischen Montessori-Kin-

dergarten „Bambino“. Und noch eins konnte ich endlich sehen: das gemeinsame Werk der Osnabrücker und Orsker Jugendlichen - den im letzten Sommer gebauten Spielplatz!

Immer wieder wurde ich darauf angesprochen, wie toll diese Zeit war und wie verbunden man sich nun mit den Jugendlichen fühle. Mit drei Teilnehmerinnen des Projektes besprachen wir dann auch weitere Eckdaten für den Gegenbesuch der russischen Jugendlichen im August in diesem Jahr in Osnabrück.

Es ist beeindruckend zu sehen, wie sich die Kinderzentren entwickelt haben, welche Kraft von den Leiterinnen und Pädagoginnen ausgeht. Auch die Kinderzentren in Wolgograd, Astrachan, Orenburg und Wladikawkaz sind zu einer festen Größe in ihren Kirchengemeinden und Städten geworden. Es bestehen feste Verbindungen zu anderen örtlichen Einrichtungen und Behörden. Und auch die Kontakte zu den Eltern konnten stabilisiert werden. Neben Freiwilligen aus Deutschland engagieren sich mittlerweile auch Frei-

willige vor Ort für Kinder aus sozial schwachen Familien. Wie weit diese Zusammenarbeit in Orsk mittlerweile gewachsen ist, konnte ich erfahren, als ich am letzten Tag meiner Reise mit Pater Pavel Jurkovic verschiedene Behörden der Stadt besuchte.

Das städtische Zentrum für soziale Hilfe „Soglasie“, - man könnte es mit „Einklang“ übersetzen - zählt zu seinen Aufgaben die Verteidigung der Rechte der Kinder und Familien vor dem Staat, die Verbesserung der sozialen Bedingungen von Kindern und Familien und die Unterstützung von Familien in Notlagen. Hier befinden sich Therapiemöglichkeiten für Kin-

der und Jugendliche mit Behinderungen. Auch werden hier Kinder und Jugendliche betreut, die über das „Sorgen-Telefon“ Hilfe angefragt haben. Die Einrichtung hat 60 Mitarbeiter.

Es gibt eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Sozialzentrum und der katholischen Kirchengemeinde. So arbeitet eine Psychologin aus dem „Soglasie“ stundenweise im „8. Weltwunder“ und nimmt beispielsweise an Ferienlagern teil.

Die stetig steigende Zahl von Heimkindern und minderjährigen Müttern bereitet den Mitarbeiterinnen der „Abteilung für Angelegenheiten Minderjähriger“ der Stadt Orsk große Sor-

ge. Auch wenn sich viel gebessert hat und Heime mit Massenschlafräumen zumindest im Orsker Oblast der Vergangenheit angehören, fehlen Geld und effektive Konzepte - besonders für die Prophylaxe.

Zurzeit versuchen die Mitarbeiterinnen zum Beispiel vier Geschwister, die in ein Heim cirka 300 Kilometer entfernt von Orsk gekommen sind, wieder zurück zu holen „Es gibt jetzt ein Gesetz, wonach die Kinder in ihrer Heimatstadt bleiben müssen, aber was sollen wir machen, wenn hier alle Plätze belegt sind?“

Der Leiter der Stadtteilverwaltung Jurij Wassiljevitsch Neruschenko empfängt uns aufge-



Nach dem Winter ist er nun wieder bespielbar: der neue Spielplatz in Orsk, den Jugendliche aus dem Bistum Osnabrück und Orsker Jugendliche im Sommer vergangenen Jahres gebaut haben. Foto: Sabine Hahn

schlossen und interessiert. Er hat das Spielplatzprojekt genau verfolgt und dankt für das Engagement mit den Jugendlichen. „Die Kinder sind doch unsere Zukunft“, sagt der weit gereiste Mann, dem die Entwicklung seiner Stadt am Herzen liegt. Vor seiner Behörde - wie auch vor anderen öffentlichen Gebäuden - befinden sich große Tafeln mit Porträts von Bürgern der Stadt mit der Überschrift: „Der Stolz unserer Stadt“. Diese Tafeln erinnern an Sowjetzeiten. Die rote Farbe, das Dekor, die nicht oder nur spärlich restaurierten Plattenbauten, die kaputten Straßen und wackeligen Trolleybusse geben einem das

Gefühl, die Zeiten hätten sich nicht verändert. Vieles bleibt uns fremd, innere Strukturen sind nicht durchschaubar oder wenig nachvollziehbar. Sobald man aber mit den Menschen ins Gespräch kommt, erkennt man die Gemeinsamkeiten und auch den Wunsch, die Situation in ihrem Land zu verbessern.

Am Abend bringt mich Pater Pavel nach Orenburg. Auf der Fahrt haben wir viel Zeit, die Gespräche des Tages zu reflektieren. Die Situationen in den einzelnen Städten und Regionen sind sehr unterschiedlich, Gesetze verändern sich sehr schnell, manchmal widerspre-

chen sie sich innerhalb der Verwaltungsebenen, Wege dauern oft ungewöhnlich lange, nicht überall trifft man auf die gleiche Aufgeschlossenheit.

„Aber überall gibt es Menschen die etwas tun möchten und die interessiert sind. Wir müssen viel miteinander reden“ resümiert Pater Pavel. Ich stimme ihm – bestätigt von den noch frischen Eindrücken – Wir müssen so manches Vorurteil abbauen, das wir gegenüber Russland haben. Die Jugendbegegnungen sind ein gutes Mittel: Wir freuen uns darauf, dass uns im Sommer die Orsker Jugendlichen in Osnabrück besuchen werden.



Plakat für das Kinder-Nottelefon: „Telefon des Vertrauens – Nummer für Kummer.“ Foto: Sabine Hahn.



Landschaft in Ostsibirien: verlassene Dörfer, karge Landschaft. Wer nicht wegziehen kann, kämpft ums Überleben. Foto: Caritas.

„Wir überleben so gut wir können“

Glück im Unglück - vier Kühe für Familien in Ostsibirien

von Sabine Hahn

Dienstreisen sind für Ludmila Kapustina, Caritasdirektorin aus Irkutsk im Bistum Sankt Josef, immer eine größere Angelegenheit. Meist ist sie mehrere Tage unterwegs und legt dabei einige tausend Kilometer zurück.

Der Grund: Das Territorium ihres Aufgabenbereiches, das Bistum Sankt Josef in Ostsibirien, hat eine Fläche von 8,7 Millionen Quadratkilometern. Es um-

fasst fünf Zeitzonen und mehr als 50 Prozent der Gesamtfläche Russlands.

Es reicht vom Krasnojarsker Kraj bis nach Kamtschatka, im Süden ist es begrenzt von der Mongolei. Peking ist näher als Moskau. 11 Millionen der 142 Millionen Einwohner des Landes leben hier.

Heute macht sie sich auf den Weg von Irkutsk in den Tschintinsker Oblast, um das Geld für

vier gespendete Kühe den glücklichen Empfängern zu überbringen und die Familien und deren Lebenssituation kennen zu lernen. Sie fährt zunächst 20 Stunden mit dem Zug von Irkutsk nach Tschita, vorbei an einer der schönsten Naturlandschaften der Region: dem Baikalsee. Doch bald verlässt man die üppige Region um den See und je weiter man nach Osten kommt, umso karger wird die



Die glücklichen Empfänger der vier Kühe für Ostsibirien. Foto: Caritas.

Gegend und umso extremer wird das Wetter. Hier bläst immer ein starker Wind, er macht die Sommer noch heißer und die Winter, bei minus 40 Grad ohne Schnee, noch kälter. Weit und breit gibt es bald nur noch Steppe.

In Tschita trifft sie Pater Igor Kizjaev, er ist evangelisch-lutherischer Priester. Gemeinsam fahren sie mit dem Auto noch 120 km weiter in das Dorf Edinjenie, in dem die vier neuen „Kuhfamilien“ leben. Wegen der schlechten Straßen brauchen sie dafür weitere 13 Stunden.

Der Hilferuf für die Menschen in dieser Region kam von Pater Kizjaev. In Edinjenie betreut er Familien. Viele von ihnen sind in erschütternde Notlagen geraten. Durch die enge Zusammenarbeit mit der katholischen Kirchengemeinde erfuhr er von dem Kuhprojekt. Er wandte sich

mit der Bitte um Hilfe an die Caritasdirektorin Ludmilla Kapustina. Vier Mütter erwarten nun die Caritasdirektorin und den Pfarrer, mit einer Mischung aus Misstrauen und Hoffnung. Sie können es einfach nicht glauben: Fremde Menschen, tausende Kilometer weit weg, schenken ihnen eine Kuh, ganz ohne etwas zu verlangen.

Schicksale von Frauen

Die Schicksale der Frauen gleichen einander. Nadjas erster Mann wurde straffällig und kam ins Gefängnis, als ihr Sohn gerade geboren wurde. Seit seiner Entlassung ist er Alkoholiker und kümmert sich nicht um die Familie. Katjas Mann hat sie nach der Geburt des zweiten Kindes verlassen, angeblich arbeitet er in Moskau. Geld oder irgendeine Unterstützung hat

Katja von ihm nie bekommen. Irina hat vier Kinder alleine großgezogen, ihr Sohn ist als Invalide aus der Armee gekommen, ihre Tochter hat selbst ein Kind. Der Vater trinkt und ist gewalttätig. Als staatliche Unterstützung erhält die Tochter für das Kind ca. 1500 Rubel (37 Euro), die Invalidenrente des Sohnes beträgt 4500 Rubel (111 Euro). Für 3 Liter Milch müssen sie 50 Rubel (1,50 Euro) bezahlen. In der kurzen eisfreien Zeit im Sommer arbeiten sie im Garten, um für den Winter Kartoffeln und Gemüse zu haben. 90 Prozent der Dorfbewohner leben von den Erzeugnissen aus dem eigenen Garten.

Manche Frauen haben auch Glück im Unglück: Tatjana hat 5 Kinder. Ihr Mann hat sie verlassen, doch sie hat einen neuen Lebenspartner gefunden, der ihr viel hilft. Igor ist zwar arbeits-



los, aber er nimmt jeden Gelegenheitsjob an. Sie konnten sich wenigstens ein paar Hühner anschaffen. Das Holzhaus, in dem sie leben, hat zwar Strom, aber oft keine fließend Wasser. Das Plumpsklo befindet sich draußen, hinter einem Bretterverschlag. „So wohnen viele der armen Familien hier“, sagt Ludmilla Kapustina. Hart war das Leben im Osten Russlands schon immer, doch mit dem Bau der Transsibirischen Eisenbahn kam einst der Anstoß für eine rasante Entwicklung. Rohstoffe wurden gewonnen, es entwickelte sich eine starke metallurgische Industrie.

Die gegenwärtige Situation ist mehr als bedrückend. Die erste Krise kam nach der Stilllegung mehrerer Bergbau- und Stahlwerke in den 90er Jahren, 40 Prozent der entlassenen Arbeitskräfte konnten bisher keine neue Arbeit finden.

Mit der aktuellen Krise sind auch Werke der Bau- und Autoindustrie und deren Ausbildungsbetriebe geschlossen worden. In der Landwirtschaft ist

die Situation noch schlimmer: 85 Prozent der Betriebe, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion geschlossen wurden, konnten ihre Produktion nicht wieder aufnehmen. Wer hier seinen Arbeitsplatz verloren hat, ist bis heute darauf angewiesen, sich mit Saisonarbeit durchzuschlagen.

Hier muss jeder erst an das eigene Überleben denken

Die Misere eskaliert immer weiter, da nun auch Krankenhäuser, ärztliche Versorgungsstationen und weiterführende Schulen geschlossen werden. Wer nur irgendwie kann, zieht fort. „Doch wo sollen die Mütter mit ihren kleinen Kindern und die älteren Menschen hingehen, wenn nicht Verwandte sie aufnehmen können?“ beschreibt Kizjaev die ausweglose Situation. 8 von 10 Ehen werden hier geschieden, die Frauen bleiben allein, durch die materielle Armut verschlechtert sich der Gesundheitszustand der Kinder dramatisch. „Wir überleben so gut wir

können“, beschreibt Tatjana die Situation im Dorf. Ludmila Kapustina ist erschüttert, weiß sie doch, dass es in den 40 registrierten Pfarreien in dem Bistum viele ähnliche Schicksale gibt. Sie ist sich sicher, dass eine Kuh nicht nur notwendig ist, um Milch, Butter und Quark für die Kinder zu haben, sondern sie kann auch die Beziehungen untereinander zu stabilisieren: „Die Frauen wollen sich gegenseitig helfen und diese Hilfe auch mit den Frauen teilen, denen sie das erste Kälbchen abgeben werden“, betont sie.

„Wir hatten so sehr die Hoffnung verloren. Ich kann es immer noch nicht glauben, dass uns Menschen von so weit weg einfach eine Kuh schenken“, sagt eine der Mütter mit Tränen in den Augen.

Auch die Kuhverkäufer können nicht glauben, dass es so etwas gibt. So etwas haben sie noch nie erlebt. „Sie sind sehr berührt von der Kuh-Aktion, denn hier muss jeder erst an das eigene Überleben denken“, sagt Pfarrer Kizjaev.



Die weite sibirische Steppe. Foto: Caritas.



Die Arbeiten am Keller des neuen Gymnasiums gehen gut voran. Foto: Ottmar Steffan.

Erst bei minus 30 Grad hören wir auf zu bauen

Tomscher Gymnasium fehlen noch 500.000 Euro - Bauarbeiten haben begonnen

von Ottmar Steffan

Als ich im vergangenen November die Baustelle des Tomscher Gymnasiums besuchte, begannen die Bauarbeiter damit, die Fundamente des Kellergeschosses zu erstellen. Wir hatten etwa minus fünf Grad, den Tag zuvor hatte es leicht geschneit. Bei meiner Frage, ob es Probleme gäbe bei diesen Temperaturen

den Beton zu gießen, lachten die Arbeiter und erklärten mir, dass die Baustelle erst ab minus 30 Grad ruhen müsse.

Als die Temperaturen im Januar dann auf minus 30 bis 40 Grad fielen, mussten sie eine dreiwöchige Zwangspause einlegen. Doch bereits Anfang Februar kletterten die Temperaturen

wieder auf minus 15 bis minus 20 Grad und die Bauarbeiten konnten fortgesetzt werden.

Dafür schneite es in der Folge unentwegt. Das erschwerte das Fortkommen wiederum, denn nun mussten das Gelände, die Baugrube und die teilweise gebauten Wände immer wieder von den Schneemassen befreit

werden. Im März konnten die Hauptarbeiten für den Ausbau des Fußgängertunnels zum alten Schulgebäude abgeschlossen werden. Doch noch immer kämpften die Bauarbeiter mit dem Winter. So musste der Beton teilweise vorgewärmt werden. Kräftige Schneeschauer erschwerten das Schweißen. Anfang April kam dann nahezu übergangslos der Frühling mit bis zu 20 Grad plus. Damit einher ging die große Schneeschmelze. Seit Ende April ist nun das Kellergeschoss fertig gestellt.

Nun wird das Gebäude vom Erdgeschoss aus errichtet zu können. 500.000 Euro fehlen

noch! Jetzt heißt es, diese Summe in den nächsten Monaten durch weitere Spenden aufzubringen.

Hintergrund:

Das katholische Gymnasium in Tomsk besuchen vor allem Kinder, die in schwierigen familiären Verhältnissen aufwachsen. Sie haben in der Regel große Probleme im Umgang mit anderen Kindern und können sich nur schwer in größere Gruppen integrieren. Sie sind häufig krank und verweigern oftmals den Schulbesuch.

Das Gymnasium in Tomsk nimmt diese traumatisierten und

sozial benachteiligten Kinder bei sich auf und stellt ihnen Schulplätze zur Verfügung, die ihnen das ganzheitliche Lernen in kleinen und gut betreuten Schulklassen ermöglichen. So haben diese Schüler die Chance, einen Schulabschluss zu schaffen und einen guten Start ins Leben zu finden.



Schnee und Kälte erschwerten in den letzten Monaten das Vorankommen auf dem Baugelände. Foto: Ottmar Steffan.

Eine Kuh für Marx - Wir über uns

Seit über 10 Jahren unterstützt „Eine Kuh für Marx“, die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., bedürftige Menschen in Russland. Unser Ziel ist es, gemeinsam mit unseren russischen Partner vor Ort die ehrenamtliche und professionelle Sozialarbeit in Russland zu fördern und zu stärken.

* Wir helfen benachteiligten Kindern und Familien in Not mit dem russlandweiten Kuhprojekt und der Notfallhilfe im Bistum St. Clemens und im Kaukasus.

* Folgende Einrichtungen werden durch uns besonders gefördert: die Kinderzentren in Astrachan, Marx an der Wolga, Orsk, Orenburg, Wladikawkas, Wolgograd und Slawjanka/ Sibirien, das katholische Kinderheim St. Nikolaus in Novosibirsk, das Internat der Eucharistie-Schwestern in Marx an der a

Sie wollen helfen?

**Kontoverbindung:
Sparkasse Osnabrück
Konto-Nr.: 235085
BLZ: 26550105**

Bitte geben Sie bei Überweisungen das jeweilige Stichwort für Ihre Spende an, z.B. „Kuh-Projekt“. Für eine Spendenbescheinigung fügen Sie bitte auch Ihre vollständige Anschrift hinzu.

Wolga und der Neubau des katholischen Gymnasiums in Tomsk.

* Schwangere Frauen und allein erziehende Mütter erhalten Unterstützung im Projekt „Schutz des Lebens“ in St. Petersburg und in den Mutter-Kind-Häusern in Novosibirsk und Tscheljabinsk.

* Alte und pflegebedürftige Menschen und Menschen mit

Behinderung finden Betreuung im katholischen Altenpflegeheim im „Kaniahaus“ in St. Petersburg und in den Familienhäusern der Gemeinschaft „Johannes XXIII.“ in Astrachan, Wolgograd und Elista.

* Wir unterstützen russlandweit Obdachlosenprojekte mit dem Schwerpunkt Sibirien.

* Ordensschwwestern und Priester des Bistums St. Clemens erhalten Unterstützung in ihren vielfältigen pastoralen und sozialen Aufgaben.

* Wir engagieren uns bei der Aus- und Fortbildung von Mitarbeitern der Caritaseinrichtungen in Russland.

* Das Programm Freiwilligendienste im Ausland ist ein weiterer Schwerpunkt. Junge Freiwillige leben und arbeiten in verschiedenen Städten und Projekten in Russland.



Die Gesichter hinter „Eine Kuh für Marx“: Ottmar Steffan, 0541/34978-164, osteffan@caritas-os.de – Sabine Hahn, 0541/34978-167, shahn@caritas-os.de

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortliche:
Ottmar Steffan, Sabine Hahn





